I.

Jakob Mauvillons und Ludwig August Unzers: „Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter und über andere Gegenstände den Geschmack und die schöne Litteratur betreffend. Ein Briefwechsel.“ 2 Stücke. Frankfurt und Leipzig, 1771, 1772. Als Vorläufer der Sturm- und Drangperiode.

Von Professor **Dr. Heinrich Blume.**

Über eine heute ziemlich unbekannte und seltene Schrift liest man in der XV. Nummer der „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ vom 21. Februar 1772 auf Seite 117 ff.[1]):

„Es ist eine undankbare Arbeit, wenn man Ketzer[2]) retten soll, wie es diese Verfasser in Ansehung der allgemeinen Orthodoxie des Geschmackes sind, gegen die sie sich auflehnen. An Gellert, die Tugend, und die Religion glauben, ist bei unserem Publiko beynahe Eins. Die sogenannten Freygeister in Sachen des Genies, worunter leyder! alle unsre jetzt lebende grosse Dichter und Kunstrichter gehören, hegen eben die Grundsätze dieser Briefsteller, nur sind sie so klug, um der lieben Ruhe willen, eine esoterische Lehre daraus zu bilden. Es thut uns leid, dass diese Verfasser die Regeln einer Erbauungsschrift verkannt, und nicht mehr erlaubte Charlatanerie bey ihren Patienten angewendet haben. Sie wollen den lallenden, schlafenden, und blinzenden Theil des Publikums curiren, und sie fangen dabey an,

---

[1]) Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Nr. 7 u. 8. S. 98 ff.

Wo ich den kritischen Briefwechsel zitiere, setze ich den Hinweis darauf zwischen Klammern in den Text. Es bedeutet z. B. I. 10 Erstes Stück, Seite zehn. Zu Mauvillons Briefwechsel (M. Br.) vgl. Anm. [2]) S. 4.

[2]) Als solche bezeichnen sich die Verfasser selbst und ebenso, wie sie weiter unten genannt werden, als Bilderstürmer. Im dreizehnten Briefe (I. 289) ist von einem Gedanken die Rede, „der auch mit unter die Zahl der Bilderstürmenden gehört, welche mir von den mehrsten Leuten den Nahmen eines Ketzers in den schönen Wissenschaften zuzuziehen im Stande wären.“ Vielleicht hat sich diese zutreffende Selbstcharakteristik dem Rezensenten ebenso eingeprägt wie Unzer die Vorstellung von einer Puppe des Publikums. Er schreibt (M. Br. S. 55) an Mauvillon, daß es ein Verdienst sei, der Nation „die Puppe zu nehmen, die sie von würdigern Beschäftigungen abhält.“ Diese Übernahme eines Ausdruckes oder Bildes ist ja an und für sich nicht wunderbar, aber auch in der Periode der Originalgenies findet man dies bekanntlich öfter, als man von vornherein glauben sollte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dass sie ihm seine Puppe nehmen — — Bilderstürmer wollen einen neuen Glauben predigen! . . . Indessen ist diese Schrift kein Gewäsche, wie man sie unter diesem Titel dem Publiko hat aus den Händen raisonieren wollen. Unter der nachlässigen Weitschweifigkeit dieser Briefe verkennt man nie die denkenden Köpfe. . . . Vorsatz zu schaden sieht man aus dem Detail der Kritiken; allein deswegen sind sie nicht unrichtig. . . . Wir sind aber doch versichert, dass diese Produktion mit allen ihren sauren Theilen ein nützliches Ferment abgiebt, um das erzeugen zu helfen, was wir dann deutschen Geschmack, deutsches Gefühl nennen würden."

In Nummer XCVIII vom 8. Dezember 1772[1]) nehmen sie gegen den Rezensenten in Schirachs „Magazin der deutschen Kritik" Partei für „Über den Werth einiger deutscher Dichter, zweytes Stück" und zwar folgendermaßen:

„Wenn doch einmal die Herren sich nicht so ganz an die Manier stossen, und den Geist nicht verkennen wollten, der diese oft ungeschickte Hand belebt. Ungezogenheit, Impertinenz, weitschweifige, verwaschene Schreibart fällt allerdings dem Verfasser zur Last; Allein, er bleibt allezeit ein Kopf, der wahre Stärke hat. Besonders haben uns die letztern Briefe gefallen, wo er gegen das Kränkelnde, und Ohnmächtige des Compositeurs zu Felde zieht. Dass er aber einige liebe Grabsteine und Monumentchen beschädigt hat — Was thut das? Ist der Mann, der unterm Steine liegt, wahrhaftig gross, so brauchts entweder keinen Stein, oder der Schaden, der dran geschieht, ist des Aufhebens nicht werth."

Unzer schreibt an Mauvillon (M. Br. S. 36)[2]): „Haben Sie die vortrefflich launigte Critik unserer Briefe in den Frankfurter gelehrten Anzeigen gelesen? Sie ist höchst vortheilhaft für uns, und verräth einen denkenden Kopf. Forschen Sie doch den Verfasser aus." Auch für uns ist die Autorschaft dieser Rezension zum Teil noch eine offene Frage, jedoch ist es für unseren Zweck gleichgiltig, was davon Goethes Eigentum ist. Wir sehen hier darin nur eine Begrüßung von zwei Freigeistern in Sachen des Genies, welche die Mitarbeiter an den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" als die Ihrigen erkannten.

Die Verfasser, die sich nicht genannt hatten,[3]) sind Jakob Mauvillon und Ludwig August Unzer, ersterer in Leipzig am 8. März 1743, letzterer in Wernigerode am 22. November 1748 geboren. Wie diese

---

[1]) Seuffert, Literaturdenkmale S. 649.

[2]) Mauvillons Briefwechsel oder Briefe von verschiedenen Gelehrten an den in Herzogl. Braunschweigischen Diensten verstorbenen Obristlieutenant Mauvillon gesammelt und herausgegeben von seinem Sohn F. Mauvillon Hauptmann in dem Holländischen Artillerie-Corps. Deutschland 1801.

[3]) Den Freunden gegenüber wurde aus dem Werke kein Geheimnis gemacht. So erwähnt es z. B. Göckingk in seinem Briefe an Unzer vom 5. Dez. 1771.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zahlen zeigen, herrscht zwischen ihnen der gleiche Altersunterschied wie zwischen Herder und Goethe und das Verhältnis, in dem diese in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft zueinander standen, kehrt bei Mauvillon und Unzer wenn auch in kleinerem Maßstabe wieder. Auch hier steht der Jüngere und wieder ein Dichter einem Manne gegenüber, der namentlich seine bisherige Weltanschauung, aber ebenso auch seine Ansichten über die Literatur in ganz andere Bahnen brachte. So schreibt Heinrich Friedrich Diez, der Freund Unzers und durch ihn auch Mauvillons, an diesen (M. Br. S. 105): „Sie haben vielen Einfluss auf Unzers Denkungsart und Studien gehabt und sich ein wahres Verdienst um ihn erworben. Sie gaben ihm die eigentliche Wendung und lenkten ihn auf die besten Wege; auch hat er vielen Gebrauch davon gemacht.“ Wie Herder fand auch Mauvillon fruchtbaren und gelockerten Boden für seine Saat. Wie Goethe sich Herder unterordnet, so tut es auch Unzer Mauvillon gegenüber, wenn er sich ausdrücklich seinen Zögling (M. Br. S. 26) nennt. Goethe, dem „Jungen im Küraß“,[1]) steht Unzer, der „treue Lanzenträger“, gegenüber (I. 233): „Nun, liebster Freund, Sie haben als ein tapferer Ritter Ihr Turnier mit Gellerten gehalten. Von allen Seiten haben Sie ihn angegriffen; von allen Seiten seine Schwäche gezeigt, und ich — Ihr treuer Lanzenträger! — bin, nicht wenig über das Gefecht vergnügt, ein glaubwürdiger Zeuge Ihres Sieges gewesen.“ Über die Zeit, wann sich die beiden kennen lernten und in welche ihr Gedankenaustausch über literarische Dinge fällt, sind wir nicht genau unterrichtet, jedoch wird Jacobs[2]) mit dem Jahre 1768 das richtige getroffen haben. Die Frucht dieser Unterredungen ist das gemeinsame Werk, das Unzer im Briefwechsel mit seinem Freunde als „Dichterbriefe“ bezeichnet, ein Ausdruck, dessen wir uns wegen seiner Kürze im folgenden öfters bedienen werden.

Ludwig August Unzer[3]) ist der Sohn Johann Christoph Unzers und seiner Gattin Charlotte Eleonore, geb. Bierbrauer. Johann Christoph,[4]) der ältere Sohn, hat sich wie sein Bruder als Dichter betätigt. Des Vaters Bruder ist der berühmte Arzt in Altona Johann August Unzer und dessen Frau ist die als Dichterin bekannte Johanna Char-

---

[1]) Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar. Herm. Böhlau. (W. A.) IV. Abt., 2. Bd., S. 17.

[2]) Vgl. die folgende Anm.

[3]) Über ihn haben wir von E. Jacobs eine umfangreiche, wertvolle Monographie (vgl. Euphorion III. S. 193) erhalten, die in der Zeitschrift des Harzvereines für Geschichte und Altertumskunde, Jahrgang XXVIII. (1895), S. 117—252 zu finden ist. Unzers Leben und Werke werden auf S. 120—202 behandelt und daran schließt sich sein Briefwechsel mit Göckingk. Auf diese Monographie stützt sich, was ich hier und späterhin über Unzer vorbringe. Jacobs hat für die Allgemeine deutsche Biographie (ADB), Bd. 39, S. 336—343, einen Auszug aus seiner größeren Arbeit geliefert.

[4]) ADB. 39, 334—335 (Jacobs).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lotte, geb. Ziegler.[1]) Ludwig Augusts Vater war ebenfalls Arzt und seit 1742 Leibarzt des Grafen Christian Ernst zu Stolberg. Unzer gehört also einer angesehenen Familie an, deren Glieder alle eine poetische Ader aufzuweisen haben. Schon in früher Jugend machte ihn sein Vater in den abendlichen Freistunden mit den Fabeln von Gleim, Gellert und der Karschin vertraut. Der Dichter Unzer kommt für uns hier nicht in Betracht, desto mehr jedoch die pietistische Erziehung, die er im väterlichen Hause erhielt und die durch seine ganze Umgebung genährt wurde, zu der namentlich die gräfliche Familie, der er durch die Stellung des Vaters nahe stand, gehört. An der Lateinschule zu Wernigerode, die er in den Jahren 1762 bis 1767 besuchte, wirkte als Direktor Heinrich Karl Schütze,[2]) der diese in dem gleichen Geiste leitete. Unzer geht, wie wir sehen, vom Pietismus aus, zu dem auch Goethe und viele andere der jungen Generation von Dichtern, die in den Siebzigerjahren des 18. Jahrhunderts im Vordergrunde steht, ein nahes Verhältnis haben. Aber schon in Wernigerode traf er auf einen Mann, der Mauvillon, Unzers späterem Freunde, gleichsam vorarbeitete. Dies war der Subkonrektor an der Wernigeroder Schule Johann Christian Meier,[3]) der besonders in zwei Richtungen auf ihn einwirkte. Erstens, indem er Unzers kindlichen Glauben erschütterte, und zweitens dadurch, daß er durch seine Urteile über den Direktor und die übrigen Lehrer den Autoritätsglauben seines Schülers wenigstens ins Wanken brachte. Freilich hat Unzer diesem Meier auch positive Einwirkungen zu verdanken, worauf wir im späteren Verlaufe unserer Darstellung noch zurückkommen müssen. Wäre Unzer schon aus diesen Ursachen für Mauvillons Lehren empfänglich gewesen, so kommt dazu ein anderes, vielleicht stärkeres Moment. Er starb sehr jung, schon am 13. Januar 1774 zu Ilsenburg bei Wernigerode, an der Schwindsucht. Obwohl der Keim zu dieser bösen Krankheit von Geburt in ihm steckte, hätte sie vielleicht nicht zu einem so schnellen Ende geführt, wenn nicht seine ganze Lebensführung, insbesondere seit er im Jahre 1768 das Vaterhaus verließ, um sich an der Universität Halle dem Studium der Rechte zu widmen, dazu beigetragen hätte. Unzer gesteht es selbst ein, daß eigene Schuld großen Anteil an dem beschleunigten Umsichgreifen der Krankheit gehabt habe. Er schreibt an Mauvillon (M. Br. S. 61): „Ich bin krank, krank durch Geburt und eigne Schuld.“ Und so suchte der Jüngling die Stimme seines Gewissens, das in ihm seiner ganzen Erziehung nach viel lauter sprechen mußte als das eines anderen, der eine derartige religiöse Einwirkung von so vielen Seiten nie erfahren hatte, zu

---

[1]) ADB. 39, 331—334 (Roethe).

[2]) ADB. 33, 143—145 (Jacobs).

[3]) ADB. 21, 202—204 (Jacobs).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

betäuben. In Mauvillon fand er einen Mann, der ihn mit seinen freigeistigen Ideen sein eigenes Leben mit ganz anderen Augen, von einem ganz entgegengesetzten Standpunkte aus betrachten lehrte und dem er sich als seinem Erlöser ganz in die Arme warf.

Dieser, Jakob Mauvillon,[1]) ist der Sohn des durch seine „Lettres françoises et germaniques“ vom Jahre 1740 bekannten Eleazar Mauvillon, eines geborenen Franzosen, der Lehrer des Französischen an der Universität in Leipzig und hierauf Professor dieser Sprache am Karolinum in Braunschweig war. Jakobs Mutter, in Halberstadt geboren, stammte gleichfalls von Franzosen ab. Unterricht erhielt er zuerst von seinen Eltern und Privatlehrern, sodann bis zu seinem fünfzehnten Jahre auf der Thomasschule zu Leipzig, wo er unter die engeren Schüler Ernestis gehörte, und in Braunschweig, als der Vater 1758 seine Professur am Karolinum antrat. Besonderes Interesse zeigte er dort an militärischen Wissenschaften und Mathematik. Nachdem Mauvillon bereits Soldat gewesen war und es bis zum Fähnrich gebracht hatte, begann er in Leipzig die Rechte zu studieren, weil sein Vater dazu drängte und ihm der Friede die Hoffnung auf Avancement benahm. Wie wir dem sechsten der Dichterbriefe entnehmen, hat er zwar Gellerts Vorlesungen nicht gehört, ist aber doch in einige pro hospite gegangen. Das Rechtsstudium gab er bald wieder auf und wurde Lehrer des Französischen und Italienischen am kgl. Pädagogium in Ilfeld im Jahre 1766. Dort lernte ihn Joh. Christoph Unzer, der ältere Bruder Ludwig Augusts, kennen und war ganz für ihn eingenommen. Dadurch wurden Mauvillon und Ludwig August bekannt. Wir haben keine Nachrichten darüber, wann und wo diese Bekanntschaft zustande kam, und sind, wie bereits erwähnt, auf Vermutungen angewiesen. In Ilfeld wirkte Mauvillon bis zum Jahre 1771 und ging dann nach Kassel, wo er die militärischen Wissenschaften am Karolinum lehrte und die Stelle eines Weg- und Brückenbauingenieurs bekleidete.

In Halle gewann Unzer in Heinrich Friedrich Diez, einem Materialisten, der Mauvillon an radikaler Gesinnung noch um ein bedeutendes übertraf, einen lieben Freund. Mit diesem gehörte er auch dem akademischen Freundschafts- oder Amicistenorden in Halle an der, wie Jacobs sagt, „mit studentischem Zuschnitt eine Abart des Freimaurertums“ war. Diez lernte in dieser Halleschen Amicistenloge Constantia H. A. O. Reichard kennen und so wurde dieser auch mit Unzer bekannt. Als vierter tritt zu diesen „starken Geistern“ dann

[1]) Vgl. zu den folgenden Angaben über sein äußeres Leben: Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten und Schriftsteller Geschichte. Seit der Reformation bis auf gegenwärtige Zeiten. Besorgt von Frdr. Wilh. Strieder. VIII. Bd. (1788) S. 295—303. (Nachträge Bd. IX. S. 417—419, Bd. X. S. 397). Es wird darin gesagt, daß Mauvillon den Herausgeber mit einem eigenhändigen Aufsatze beehrte. Leider besitzen wir über diese interessante Persönlichkeit noch keine moderne Darstellung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch Christian Günther Rautenberg hinzu. Das ist die Gesellschaft, in der es Unzer allein wohl war. Keiner aber steht ihm höher als Mauvillon — mit dessen Namen auf den Lippen ist er gestorben — und zwar deshalb, weil dieser außerdem ein sprachgewandter Mann und guter Kenner moderner Literaturen war. Was Meier auf religiösem Gebiete vorbereitet hatte, hat Mauvillon zu Ende geführt und wie jener ihm die Achtung vor seinen Lehrern genommen hatte, so tat es dieser nun in Beziehung auf die als literarische Größen geltenden Männer. Pietismus und Pietät waren seitdem für Unzer nicht mehr vorhanden und in diesem Geiste schrieb er im „Schutz- und Trutzbunde", den er mit seinem Freunde „gegen das ganze ehrsame deutsche Publicum errichtet hatte", als „rüstiger Mitfechter auf dem kritischen Kampfplatze" an den Dichterbriefen.

Wie Unzer über diese dachte, mag uns eine Stelle aus dem Briefe zeigen, den er an Mauvillon am 22. November 1773 schrieb (M. Br. S. 54 f.): „Heute ist mein Geburtstag. Sobald ich diesen Morgen erwachte, rief ich die Begebenheiten meines Lebens in das Gedächtnis zurück, und nachdem ich die vornehmsten derselben kaltmüthig untersucht hatte, fand ich, dass die Rolle Ihres Secundanten bei dem Angriffe gegen Gellert keine der geringsten sei, die ich auf der Bühne dieser Welt gespielt habe. Gleich ergriff ich unsern Briefwechsel, um ihn nochmals mit unpartheiischen Augen durchzulesen. Und Freund! ich habe nichts darin gefunden, das uns in unsern eigenen Augen erniedrigen könnte. Im Gegentheile gereicht es uns bei allen Vernünftigen zum Ruhme, dass wir uns dem Strome des Vorurtheils so kühn widersetzt haben. Es ist Verdienst einer ganzen Nation ihr die Puppe zu nehmen, die sie von würdigern Beschäftigungen abhält. Lassen Sie uns, mein liebster Mauvillon, an dem heutigen Tage vom neuen den Bund einer ewigen Feindschaft gegen Thorheit, Irrthum und Aberglauben schwören. Lassen Sie uns mit einander vereinigen, dass unsere Federn die Stimme der verkannten Wahrheit werden, und allen Arten von Götzen unsere Pech- und Haarküchlein so gefährlich werden mögen, wie Daniels Hokuspokus dem Bel zu Babel."

Was die freigeistigen Einflüsse Mauvillons auf Unzer anbelangt, so gibt darüber folgende briefliche Äußerung vom 16. Juni 1773 (M. Br. S. 53) Aufschluß: „Ich halte es für sehr gut, gegen die Religion zu schreiben, und habe dies in einem meiner Briefe an Diez ganz ungezweifelt dargethan. Unter allen Religionen verehre ich Zoroasters seine vorzüglich, und bin Willens, die Anbetung der Sonne zu rechtfertigen. Der Weise aber darf keine Religion über sich erkennen." Damit mag es auch genug sein. Ausführlich hat darüber und besonders über die Vorgänge bei Unzers Tode und die vorherigen Abmachungen Jacobs gehandelt. Auch aus Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung V.[4] 242 ff. kann man sich genügend davon unter-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

richten. Ebenso verzichte ich darauf, Mauvillons Leben hier weiter zu verfolgen.

Aber über den Charakter der beiden, in deren äußerem Leben wir, nebenbei bemerkt, nicht die Spur einer Ähnlichkeit mit den Stürmern und Drängern finden, möchte ich noch ein paar Worte beifügen. Mauvillon war seiner ganzen Denkungsart nach Franzose und damit ist auch gegeben, daß er seine Freigeisterei, die aus französischer Schule stammt, nicht allzu tief nahm. Er ist in ihrem Dienste auch nicht öffentlich aufgetreten, sondern er verhielt sich still und tat seine Arbeit verborgen. Bezeichnend ist dafür, was er selbst, nach Strieder, darüber sagt. Den Angaben über sein Leben fügt er noch ein Verzeichnis eigener Schriften bei und erwähnt, daß er außerdem Aufsätze in einigen Zeitschriften habe erscheinen lassen. Dann fährt er fort: „Sie zu specificiren ist mir unmöglich auch darum, weil einige darunter sind, zu denen ich mich nicht bekennen will, wenn es gleich ganz Deutschland sagt, dass sie von mir sind.“ Er ist selbstbewußt, aber auch rücksichtslos, wo er seine Überzeugung ausspricht, und weiche Züge werden wir bei dem Manne, den Gellerts Temperamentstugend fortwährend in Harnisch bringt, von vornherein nicht suchen wollen. Zwei Selbstbekenntnisse, die in den Dichterbriefen stehen, müssen wir unbedingt ihm zuschreiben. Da schreibt er einmal (II. 18): „Allein Sie wissen, liebster Freund, dass, so ein ausserordentlicher Verehrer dieses vortreflichen Dichters und Kunstrichters ich auch bin, ich die Autorität in meinen Urtheilen nicht gelten lasse, selbst die Autorität eines Ramlers nicht.“ Hamann hatte den Satz „Nil admirari bleibt immer die Grundlage eines philosophischen Urteils“ ausgesprochen und durch Herder hat ihn Goethe kennen gelernt. Mauvillon antwortet dem Freunde (II. 125), der ihm klagte, daß sein neuer Aufenthaltsort mit den finsteren Regionen des Tartarus keine geringe Ähnlichkeit habe, „in Absicht der Litteratur ein Böotien“ sei und daß Ovid sein Tomi wiedererkennen würde, er könne da vieles lernen. Nebst der Meditation, der er ungestört zu obliegen in der Lage sei und die dem Geiste eine Stärke, eine Gleichgiltigkeit gebe, die der Apathie der Stoiker nicht unähnlich sei, werde er auch das Nil admirari des Horaz lernen. Über sein Temperament sagt er bei Besprechung der erotischen Dichter: „Meine Seele hat eine gewisse Rauhigkeit und Strenge, die diesem zärtlichen Wesen gerade entgegengesetzt ist.“

Unzer ist anfänglich der gerade Gegensatz zu Mauvillon, aber durch dessen Lehren wird er ärger als sein Freund. Ich schließe mich der Ansicht an, die in Koberstein-Bartsch, Geschichte der deutschen Nationalliteratur IV.[5] S. 14 ausgesprochen wird, daß Mauvillon der eigentliche Kritiker in dem Briefwechsel ist. Unzer dagegen macht den freudigen Zuschauer, der seine milderen Urteile gerne durch die herben Aussprüche des Freundes berichtigen läßt, der es überall darauf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

anlegt, ihn dazu zu reizen. Es ist das eine Erscheinung, die man oft genug beobachten kann, daß Gedanken, die an und für sich genommen fruchtbar und maßvoll sind, von anderen aufgenommen, aber dann ins Maßlose getrieben, zu einem Zerrbilde der ursprünglichen gemacht werden. Die Sturm- und Drangperiode zeigt uns dies in mehr als einer Beziehung. Man denke etwa an Herders Shakespeareaufsatz und Lenzens „Anmerkungen übers Theater.“ Wenn Unzer auch in der Form mehr Maß gehalten sehen will, in der Gesinnung, namentlich gegen Gellert, sucht er Mauvillon womöglich zu überbieten.

Wir haben bereits gesehen, daß man sich in Frankfurt den Verfassern der Dichterbriefe sinnesverwandt fühlte, und wer nur diese Rezension liest, entnimmt ihr, daß man es hier mit Vorläufern der Sturm- und Drangperiode, der Geniezeit zu tun hat. Diese Verwandtschaft soll im folgenden näher untersucht und die Tendenzen der noch esoterischen Lehre, die sich in den Dichterbriefen bereits aufzeigen lassen, und diejenigen, durch die sie sich davon unterscheiden, auseinandergesetzt werden.

Lessings „Briefe, die neueste Litteratur betreffend“ hatten Herder nicht bestimmen können, sich in seinen „Fragmenten“, die er als eine Beilage zu denselben bezeichnet, auch der äußeren Form anzuschließen. Umgekehrt haben Gerstenbergs „Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur“ inhaltlich keine so nahen Beziehungen zu Lessing wie die „Fragmente“, behielten aber die Briefform bei. Aber nicht allein diese kritischen Schriften bedienten sich ihrer, sondern sie war damals überhaupt maßlos in Verwendung und so ist es nicht gerade unnötig, wenn die Verfasser unseres Briefwechsels über diese Einkleidung einige Worte verlieren und es zu entschuldigen suchen, daß sie sich dieser „abgenutzten Erfindung“ bedienen, die übrigens schon 1740 Mauvillons Vater gute Dienste geleistet hatte. Dieser sagt in der Vorrede zu seinen „Lettres“, er habe vor drei Jahren auf einem Landgute die Bekanntschaft eines ehemaligen französischen Offiziers gemacht, mit ihm mehrere Gespräche über die Eigenschaften der deutschen und französischen Nation geführt und an diese Gespräche habe sich dann eine Korrespondenz geschlossen. Der Offizier sei vor kurzem gestorben und dessen Briefe übergebe er nun der Öffentlichkeit, für die sie seiner Meinung nach nur nützlich sein können. Seine eigenen Briefe veröffentlicht er also nicht. Umgekehrt ist es in den Literaturbriefen, denn hier werden die Briefe an den in der Schlacht bei Zorndorf verwundeten preußischen Offizier von dem Herrn Fll., der die meisten geschrieben hat, herausgegeben und das, weil er glaubt, daß „sie manchem sowohl von dem schreibenden, als lesenden Theile der sogenannten Gelehrten, nützlich seyn können.“ Zum Teil werden auch in den Schleswigischen Literaturbriefen Briefe an einen in Marokko befindlichen Freund gerichtet, sonst aber sind sie eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Korrespondenz von mehreren untereinander. Wir wissen, daß wir es überall mit Fiktion zu tun haben.

Aber mit dem Briefwechsel Mauvillons und Unzers hat es eine „andere Bewandtnis.“ Wie uns der Herausgeber — ein Strohmann — mitteilt, hatten zwei Freunde „das Glück eines sehr süssen und genauen Umganges“ miteinander eine Zeitlang genossen, wurden dann aber örtlich getrennt und da sie hauptsächlich die schöne Literatur verbindet, so enthalten ihre Briefe viel von diesem Gegenstande. Vor kurzer Zeit wurden sie zufällig wieder vereinigt und der Briefwechsel, den sie während ihrer Trennung miteinander geführt hatten, bildete den Stoff ihrer Unterhaltung. Sie lasen ihn gemeinsam durch, urteilten und stritten über den Inhalt und kamen zur Überzeugung, daß vieles von dem, was sie darin aussprachen, wahr sei, daß es einem großen Teile des Publikums neu und es nicht unnützlich wäre, wenn es öffentlich gesagt würde. Alles wurde so reiflich, als sie konnten, überlegt, sie trugen ihre Ansichten Bekannten vor, von denen einige ihnen sofort Beifall zollten, während es bei denen, die sich anfänglich damit nicht einverstanden erklärten, meist gelang, sie im Gespräche auf ihre Seite zu bringen. Nachdem sie sich also auf diese Weise von der Wahrheit ihrer Sätze so viel als möglich überzeugt hatten, war der Entschluß, sie dem großen Publikum mitzuteilen, eine natürliche Folge. Um aber den Charakter privater Briefe, die nicht von vornherein für die Veröffentlichung bestimmt waren, zu wahren, fügen sie vorsichtig bei, habe man nur das rein Persönliche weggelassen, alles andere aber so beibehalten, wie es ursprünglich geschrieben wurde.

Die hie und da eingestreuten Andeutungen über die örtlichen und persönlichen Verhältnisse, unter denen der Briefwechsel angeblich geführt wurde, stimmen nun allerdings mit den Tatsachen überein. Aber daß ein solcher Briefwechsel wirklich geführt worden sei, ist ebenso Fiktion wie bei E. Mauvillon, Lessing und Gerstenberg. Aus den uns erhaltenen Briefen Unzers an Mauvillon ersehen wir, daß sich die beiden einen ordentlichen Plan gemacht hatten und nach diesem arbeiteten. So schreibt Unzer am 18. Sept. 1771 (M. Br. S. 22): „Ich bitte Sie nicht um die Ausführung des weitläuftigern Planes, den wir uns anfänglich gemacht hatten.“ Den Anteil eines jeden an den Dichterbriefen zu bestimmen, würde nur zweifelhafte Resultate ergeben und wäre überdies ein fruchtloses Unternehmen. Wenn aber auch Unzer (M. Br. S. 37) sagt, daß er sich in der Hitze der Materie habe verführen lassen, eigene Sachen in die von Mauvillon ausgearbeiteten Briefe mit einzuflicken, der Stil weitschweifig ist und infolgedessen der Umfang einzelner Briefe das natürliche Maß beträchtlich überschreitet, so ist doch der Charakter der Korrespondenz sehr hübsch eingehalten, da sich nämlich die Individualität der beiden Briefschreiber scharf darin ausprägt. Dies fühlte auch der Rezensent in der „All-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gemeinen deutschen Bibliothek," wenn er bemerkt: „Der Ton, der im zweyten, und allen mit geraden Zahlen bezeichneten Briefen herrscht, ist um ein merkliches dreister und zuversichtlicher." Als Verfasser dieser geraden Briefe können wir uns nur Mauvillon vorstellen, während Unzer mit dem ersten den Anstoß gibt. Im zweiten Stücke ist dann das Verhältnis umgekehrt, indem dieses durch einen Brief von Mauvillon eröffnet wird, wie dies auch in einer Anmerkung zu diesem fünfzehnten Briefe ausdrücklich hervorgehoben wird. Schließlich hat Unzer unter den sechsundzwanzigsten und letzten der Briefe, als deren Schreiber er zu denken ist, Hllg setzen lassen und für Mauvillon Crn gewählt. Unzer schreibt diesbezüglich (M. Br. S. 28): „Wie ich höre, so wollen Sie sich auf ein drittes Stück einlassen. Ich war es anfänglich auch Willens, habe aber meinen Entschluss geändert. Indessen freue ich mich ausnehmend auf Ihre Fortsetzung, und bitte nur im Vorberichte zu erklären, dass ich gar keinen Antheil daran habe. Zu dem Ende ist es mir lieb, dass ich unsere Briefe mit Buchstaben unterzeichnet. Durch Hülfe derselben ist eine Erklärung leichter."

Aus dem ersten der uns erhaltenen Briefe Unzers an Mauvillon ersehen wir zugleich, daß die Dichterbriefe in Lemgo bei Rat Chr. Frdr. Helwing, dem damaligen Inhaber der Meyerischen Buchhandlung, verlegt und gedruckt wurden, also „Frankfurt und Leipzig" auf dem Titelblatte nur dazu beitragen sollte, die Schwierigkeit des Ausspürens der Verfasser zu vergrößern. Helwing wünschte, daß das Werk in drei Stücken herauskomme. Wir erfahren in diesem Briefe auch, daß Mauvillon schon vor Unzer gedroht hatte, nicht mehr daran zu arbeiten. Zu einem dritten Stücke ist es nicht mehr gekommen und das ist zu bedauern. Verschmerzen wir auch gerne, daß das, was dieses sonst noch enthalten hätte, nicht geschrieben wurde, so wäre es doch gewiß interessant, Mauvillons oder seines Freundes Urteil über Klopstocks Messiade und den „Ugolino" von Gerstenberg zu hören. Dem letzteren sollte ein „eigner Brief gewidmet werden," denn „Klopstock hat ihn ein Meisterstück genannt. Ein gutes Vorurtheil," wie Unzer schreibt (M. Br. S. 24). Wir müssen uns also an den zwei Stücken der Dichterbriefe genügen lassen.

Aus dem Umstande, daß das Werk Mauvillons und Unzers mit den Literaturbriefen, an die auch der Titel erinnert, in der Einkleidung übereinstimmt, können wir weder folgern, daß sie sich ihrer in Nachahmung Lessings bedienen, noch, daß sie sich bewußt auf eine Linie mit ihm stellen. Daß letzteres aber doch der Fall ist, daß auch für sie die Literaturbriefe den Ausgangspunkt bezeichnen und daß sie in deren Spuren wandeln wollen, das ergibt sich deutlich aus dem Schlusse des ersten Stückes. Es ist dort davon die Rede, daß Gellert zur Bildung des guten Geschmackes nichts beigetragen habe, und dann heißt es (I. 311): „Und ich sage es Ihnen aufrichtig, dass ich glaube, ausser

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem gelehrten Theile der Nation, der sich dennoch wegen des Verfalls der alten Litteratur auch immer mehr und mehr verringerte, wäre der übrige in eine gründliche Barbarey verfallen, und hätte allen Geschmack verloren, wenn nicht noch zu rechter Zeit die Litteraturbriefe erschienen wären, die dem Unglücke steuerten. Seitdem ist der Einfluss der Gellertomanie, wenigstens unter dem edleren Theile des Publici, minder merklich gewesen.“ Liscow und überhaupt jeder, der eingewurzelte Vorurteile bestrafen oder beseitigen wolle, lesen wir dann im sechzehnten Briefe (II. 33), müsse sich mit der Gerechtigkeit der Nachwelt begnügen und dem „Beyfall einiger richtig denkender Köpfe.“ In der Anmerkung wird uns die nähere Bezeichnung „Eines Herders und anderer weniger gepriesener Männer“ gegeben. Wir hören aus diesen Worten den Wunsch heraus, mit dem eigenen Werke diesen Beifall zu erhalten, was umso bezeichnender ist, als sich die, welche den Wunsch hegen, sonst wahrlich wenig um ein Urteil anderer gekümmert haben. Den Anfangspunkt des Weges, auf dem Mauvillon und Unzer mit ihren kritischen Briefen gehen, haben wir also gefunden und der Name Herders ist der Wegweiser, der uns sagt, wohin er führt.

In einer Vorrede (I. 3—28) sprechen sich die Freunde über den Zweck ihrer Publikation aus: „Wenn die Verfasser gegenwärtiger Briefe nicht geglaubt hätten, durch die Bekanntmachung derselben einigen Nutzen zu stiften; so würden sie sich niemals dazu entschlossen haben. Der Nutzen, nach dem sie abzwecken, ist folgender. Ihre Erfahrung hatte sie gelehrt, dass der grösste Theil des Publikums in Deutschland noch ziemlich ungebildet ist. Es liest jederman; kein Mensch aber versteht und goutirt, was er liest. Doch das ist nicht alles. Dieser böse Geschmack des Publikums führt alle junge Genies auf Irrwege, hemmt der Ausbildung neuerer den Weg, und ist eine von den Hauptursachen des Verfalls der schönen Wissenschaften. Wir vergleichen uns mit Rom und Athen. Das ist lächerlich! Es ist gewiss, dass in Athen der Schuster ein besserer Richter von Beredsamkeit war, als bey uns ein Rathsherr, und dass die Kohlweiber sich auf das Verdienst eines Trauerspiels besser verstanden, als in Leipzig die vornehmsten Kaufmannsfrauen. Es ist hier nicht der Ort, zu entscheiden, wer von beyden das andere verdirbt, ob das Publikum die Dichter, oder diese das Publikum. So viel ist gewiss, unsere jungen Genies ersticken in der Blüthe. Sie suchen das Fremde, nicht das Schöne. Das Wort Original schallet ihnen in die Ohren; das wollen sie sein.“ Sie wenden sich darauf gegen die Barden, die Originale zu sein glauben, wenn sie sich fremde Namen beilegen, in ihren Gedichten Odin und „Vollhalla“ anbringen, wunderliche Versarten und Inventionen gebrauchen, dabei aber die wahren Schönheiten verkennen und vernachlässigen. Ein großer Teil der Schuld liegt wohl daran, daß sie nur schlecht mit den Alten und stümperhaft mit den guten Neueren aus fremden Sprachen bekannt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sind. „Sie bilden sich nach den Dichtern ihrer eigenen Nation. Wenn aber nur noch allezeit die guten Dichter der Nation gewählt würden, so gienge das noch an; denn freylich, wer deutsch dichten lernen will, muss viele deutsche Dichter lesen. Aber es wird schlechtes und gutes unter einander, ohne Wahl, ohne Nachdenken gelesen; wie kann da was Kluges herauskommen? Kaum blüht unsere Litteratur seit fünfzehn oder zwanzig Jahren; und schon sinkt sie wieder. Wie Schade! Man glaube ja nicht, dass die Schärfe unserer Critiker daran Schuld ist. Es muss noch eine grössere Schärfe, aber mit der grössten Unparteilichkeit vergesellschaftet, angewandt werden.“ Wenn ein schlechter Schriftsteller getadelt wird, ist dies kein Unglück. Aber daß sich Leute finden, die ihn loben, und andere, die diesem Lobe Beifall zollen, ist der Grund, daß es so viele Stümper gibt. „Die Furcht, junge Genies durch zu viel Strenge abzuschrecken, ist ungegründet. Ein Genie fühlt sich, und lässt sich durch einen ganzen Schwarm von Critikern nicht irre machen.“ Man urteilt zu gelinde und nur nach dem Ruf, den die Leute voraushaben, und nicht nach dem Verdienst des Werkes selbst. „Da diese falschen Urtheile über das Verdienst vieler Männer, die einen Ruf haben, und der Mangel an richtigen Begriffen über das dichterische Verdienst und über das wahre Schöne, die Ursache von dem Verderben sind, das die deutsche Litteratur bedrohet: so haben die Verfasser gesucht, durch Bekanntmachung ihres Briefwechsels richtigere Begriffe und gegründetere Urtheile an die Stelle der gewöhnlichen zu setzen. Nicht als wenn sie die ächten Kenner belehren wollten; so ein Gedanke ist ihnen nicht eingefallen, denn diese wissen, was hier gesagt ist, so gut als sie selbst. Aber wie viel sind denn derer? Der übrigen grossen Menge der Lesenden, die alles neue liest und ohnedies blind urtheilt, haben sie versucht, durch diesen Weg ein Licht anzuzünden, da das verkehrte Urtheil derselben die Hauptursache des Verderbens der gesunden deutschen Litteratur ist.“

In dieser Vorrede stellen Mauvillon und Unzer ihr Programm auf, als Pioniere des Genies einer neuen, besseren Zeit unserer Literatur die Wege zu bahnen.

Im ersten Briefe teilt der eine der Korrespondenten seinem Freunde eine merkwürdige Beobachtung mit, die er in einer Gesellschaft gemacht hatte. „Die Gesellschaft, so mir Gelegenheit zu derselben gab, war, wie es in grossen Städten gewöhnlich ist, von Personen zusammengesetzt, die sehr verschieden von Stand, Alter und Gesinnungen waren. Und ohnerachtet dieser Verschiedenheit, welche zu einigen Dispüten Anlass gegeben hatte, fand ich sie dennoch in einem Punkte vollkommen in ihrer Denkungsart mit einander übereinstimmend; und dies war die allgemeine Bewunderung Gellerts. Hier gaben alle Partheyen nur einen Ton an, und ein jeder beeiferte sich zu dieses Mannes Lobe. Bald darauf wurde von Rabeners Tode gesprochen, und zwar so kalt-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sinnig, als ob Wichmann[1]) gestorben wäre.“ Das befremdete ihn anfangs, jedoch dann nicht mehr, als er zur Ansicht kam, daß sich in dieser Gesellschaft das Betragen der deutschen Nation spiegle. Die Ungerechtigkeit gegen den deutschen Momus hätte ihn beinahe dahingebracht, ein Mißtrauen in deren Geschmack zu setzen. „Gellert ist der Lieblingsdichter dieser Nation! Welch ein nachtheiliger Schluss für ihn könnte nicht hieraus gezogen werden.“ Er findet, daß man Gellert nur in der Kindheit des Geschmackes lesen könne, und wundert sich, daß er trotzdem von den Kunstrichtern angepriesen werde. So viel er wisse, hätten Lessing, Wieland und Ramler, diese Ersten der Nation, niemals eine besondere Hochachtung für Gellert zu äußern für gut befunden, und darauf gründet er seine Vermutung, daß diese heimlich ebenso urteilen wie er. Daß Gellert ein schlechter Schriftsteller sei, glaubt er nicht und anerkennt die einzelnen Schönheiten in dessen Werken, jedoch die Berechtigung vermag er nicht völlig einzusehen, mit der dieser die hohe Stufe einnimmt, die er tatsächlich innehat. Gellerts Schriften müßten also strenge vor Gericht gezogen und der Urteilsspruch des Geschmackes über sie gefällt werden. „Eine Schrift, worin den Dichtern jeder Nation ihre besondere Stelle in dem Tempel des Nachruhms angewiesen würde, könnte zugleich ihre Zeitgenossen lehren, mit was für Augen sie den Werth ihrer Schriftsteller betrachten müssten. Hätte Deutschland eine solche Schrift, und ihr Verfasser beleuchtete jedes Genie aus dem rechten Standorte, indem er kühn über dasselbe urtheilte, unbekümmert für das Geschrey der Leidenden, so würde man vielleicht unter andern auch Gellerten aus seinem Posten getrieben finden.“ Er schließt mit der Aufforderung an den Freund, ihm freimütig zu sagen, was er über Gellert denke — — age, quaeso, tu nihil in magno doctus reprendis Homero?

Der folgende Brief will in seinen Urteilen nicht maßgebend sein, da der Verfasser sich schon seit längerer Zeit nicht mehr mit literarischen Dingen beschäftigt habe. Übrigens könnten sie dem Empfänger ohnehin keinen Halt für seine eigenen Urteile bieten, da ihre Übereinstimmung nichts anderes beweisen würde, als daß sie beide einerlei verdorbenen Geschmack hätten. Um aber dem Freunde das Herz leichter zu machen, will er einen anderen Weg einschlagen. „Dieser Weg, mein liebster Freund, besteht darin, dass ich Ihnen von dem, was der Geschmack der Nation bey uns heisst, und von dem Werthe desselben einen deutlichen Begriff mache.“ Das geschieht nun im folgenden. Indem er zeigt, daß das deutsche Publikum völlig geschmack- und urteilslos und mithin das Wort „Geschmack der Nation“ ein sinnloses Wort sei, hofft er, den Freund von dem quälenden Zwiespalt zu befreien, der dem Gegensatz des eigenen Urteils zu dem der Leute entspringt. Seine

[1]) Soll heißen Weichmann.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Behauptung erhellt aus der Abhängigkeit des Publikums von den Aussprüchen der Kunstrichter und dem Gebrauche, den es von diesen Aussprüchen macht. Es bedient sich ihrer ganz so wie ein Blinder, der das, was den Gesichtssinn betrifft, zu erforschen wünscht und dem jeder, der ihm etwas davon erzählt, willkommen ist. Die Aussagen der Kunstrichter hört es nämlich andächtig an, vergleicht sie sorgfältig untereinander und daraus determiniert es sich, was ihm aus der Natur der Sache selbst zu abstrahieren versagt ist. Dabei verläßt es sich ganz auf die Wahrscheinlichkeit, die teils von der mutmaßlichen Fähigkeit des Gesichts der Aussagenden, teils von ihrer Ehrlichkeit und Unparteilichkeit genommen ist. Das ist, wie der Verfasser dieses Briefes behauptet, der Zustand unseres Publikums auf das natürlichste geschildert. Was nun die Journale anbelangt, so findet er, daß zwei oder drei gute ihren Zweck vollkommen erfüllen würden. Ein solches Blatt hätte nur die Aufgabe, den Leser über neu erschienene gute Bücher zu unterrichten und ihm die Wahl beim Kaufen zu erleichtern. Das Lächerlichste sei aber, daß sich die bestehenden Journale gegenseitig widersprechen und jeder Leser auf das seine schwört. Aus ihnen kann überhaupt nur der etwas lernen, der bereits Geschmack besitzt, den erwirbt man sich aber nur durch sorgfältige Auswahl und fortgesetzte Lektüre des Guten. In anderen Ländern ist dies so und man setzt die Schönheiten der Dichter auseinander. Dort kann man sich dann aber auch auf den Geschmack des Publikums verlassen. In Deutschland aber hängt man vollständig von den Kunstrichtern ab, da eben das Publikum nicht selbst zu urteilen imstande ist und an ihrem Munde hängt. „Wenn die gesprochen haben, so glaubt es ihnen ohne Widerrede auf ihr Wort. Sagen sie, das Buch ist schlecht; ja so kanns in dem Laden des Buchhändlers liegen und verdorren. Denn ein Wort von ihnen ist fähig, allen meinen Schriftstellerruhm auf ewig im Keime zu ersticken. Haben sie nehmlich einmal gesagt, mein Buch sey schlecht; so nimmt weiter kein Verleger eine Schrift von mir an, und wenn sie auch noch so schön wäre. Es müssen halbe Jahrhunderte vergehen, ehe ich das Unglück wieder verwinden kann. Hab ich daher nicht Recht, beym ersten Versuch zu zittern? Denn es darf denen Leuten nur eine Grille durch den Kopf gehen, sie dürfen nur erfahren, dass ich der Vetter im zwanzigsten Gliede, oder der Zuhörer und Schüler des Schülers eines ihrer Antagonisten bin; so heissts, mein Buch ist unter der Critik, und ich bin unwiederbringlich im Reiche der Wissenschaften verlohren.“ Man sieht, daß der Verfasser hier freigebig Farbe aufgetragen hat. Dann spricht er noch über die Übelstände, die sich aus solchen Verhältnissen ergeben, und gesteht zum Schlusse seine Meinung ein, die er schon seit langer Zeit habe und in dem Satze zusammenfaßt: „Gellert scheint mir durchgehends ein sehr mittelmässiger Schriftsteller, und ein Dichter ohne einen Funken von Genie.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Durch diese Aufklärung über die literarischen Zustände in Deutschland fühlt sich nun der Schreiber des ersten Briefes in seinem Gewissen, was den Geschmack anbelangt, beruhigt und gibt diesem Gefühle in seiner Antwort Ausdruck. Dann fährt er fort: „Wie hat bey allen diesen Umständen, worin sich Deutschland befindet, noch niemand den Einfall haben können, eine Schrift zu schreiben, die der Nation zeigte, welche Schätze sie wirklich besitzt, und wie dieselben an Werthe von einander unterschieden sind? Sagen Sie selbst, liebster Freund, wäre dies nicht eine der nöthigsten Schriften für Deutschland? Ohne dieselbe wird es niemals recht wissen, was es andern Nationen entgegensetzen darf, und was seinen Ruhm eigentlich bey der Nachwelt zu gründen im Stande ist. Der Hauptcharacter dieser Schrift müsste in der Vergleichung der berühmtesten deutschen Dichter mit den Alten und den vornehmsten Ausländern bestehen; denn nur die Wissenschaft von den Reichthümern oder Bedürfnissen anderer zeigt uns, ob wir reich oder arm genannt zu werden verdienen. Zuletzt würde es nöthig sein, dass eine solche Schrift bald erschiene, ehe die Kunstrichter alle Urtheilsgewalt der Nation vollends aus den Händen gerissen haben, und ihr auch nicht einmal das bisherige Recht der obersten Instanz wird geblieben seyn, welches, wie ich fürchte, zeitiger geschehen wird, als man glauben sollte, wenn nicht bald dawider Gegenanstalten vorgekehrt werden.“ Hat das Publikum keinen Geschmack, dann kann sein Beifall nur auf die seichtesten Köpfe fallen. Für die Dichter ist das kein Ruhm, für jenes aber ein umso größerer Schimpf, wenn bessere Schriftsteller vorhanden sind. Gellert habe übrigens seinen Ruhm nicht den Kunstrichtern zu verdanken, sondern die Nation habe ihm ihre Anerkennung aus freien Stücken geschenkt. Dann heißt es weiter: „Nichts schien mir abgeschmackter als die meisten seiner Reflexionen. Ich fand, dass er oft die Sachen auf eine unleidliche Art ohne Not ausdehnte, dass er arm an Handlung und poetischen Bildern, desto reicher aber an Worten sey. Kurz, ich fand in den mehrsten seiner Gedichte den reimenden Prosaisten. Himmel! und ich sollte nicht mit Rousseau ausrufen dürfen: Défions nous des prejugés de Siecle et de Nation!“ In größerem Maße, als er hoffte, hat ihm der zweite Brief recht gegeben. „Hier liegen sie vor mir, die gefährlichen Worte, verba non prius audita, in denen Sie über den Lieblingsdichter einer Nation den richterlichen Stab brechen. Gellert — ein mittelmässiger Schriftsteller, ein Dichter ohne einen Funken von Genie! Wenn es Blasphemien in der litterarischen Welt geben kann, so ist dies gewiss eine, wenigstens in den Augen der Landpastorentöchter. Ich für meinen Theil halte es für keine; allein ich kann denn doch nicht läugnen, das Urtheil ist etwas auffallend.“ Er würde getrost sagen, es sei zu strenge, aber er weiß, daß der, der es fällte, seinen Ausspruch auch beweisen kann, und fordert ihn deshalb auch förmlich dazu auf.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Im vierten Briefe wird nun durch und auf die Bemerkung des dritten hin, daß die Nation Gellert ihren Beifall aus freien Stücken geschenkt habe, die Ansicht über die Ursache der Möglichkeit des großen Ansehens dieses Dichters abgeändert. Da Gellert die Gunst des Publikums bereits besaß, so hätten die Kunstrichter nichts dagegen einzuwenden gewagt, da sonst niemand mehr auf ihre Stimme gehört hätte. Um das zu verstehen, müsse man sich vor Augen halten, daß zur Zeit, als Gellert auftrat, das Publikum in zwei Teile gespalten war, einen französischen, der die deutsche Literatur verachtete, und einen anderen, dessen Lektüre in Hoffmannswaldau, Pikander, der „Banise“ und ähnlichem oder dem, was Stuss und Weichmann in ihre Sammlungen aufgenommen hatten, bestand. Als nun Gellert auftrat, glaubte man, daß in seinen Werken der Gipfel der Vollkommenheit erstiegen sei. „Ich versichere Ihnen, bey solchen Umständen hätte es kein Journalist wagen dürfen, sich gegen dieses von der Nation aufgerichtete goldne Kalb zu erheben.“ Die paar guten Stellen, die im dritten Briefe aus Gellerts Werken angeführt wurden, sagen nichts, denn jedem Stümper können einige gute Sachen mit unterlaufen. Aber auf diesen beruht nicht einmal sein Ansehen, sondern im Gegenteil gerade auf dem Schlechten. Um sein Urteil zu begründen, müsse er Gellert in sieben oder acht Teile zerschneiden und diese einzeln besprechen.

Ich habe mich absichtlich bei diesem einleitenden Abschnitte der Dichterbriefe etwas länger aufgehalten und habe größere Proben daraus entnommen, um einerseits die Verfasser selbst über ihr Programm hören zu lassen und andrerseits die von den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ mit Recht getadelte Weitschweifigkeit einigermaßen zu illustrieren. Bisher haben sie zu ihren Ausführungen einundachtzig Seiten gebraucht und doch haben sie hier noch nicht den Gipfel von „weitschweifiger Schreibart“ erreicht.

In den Briefen fünf bis einschließlich zehn wird Gellert als Dichter von Fabeln, Lehrgedichten, geistlichen Oden, als Schäferdichter, Briefsteller, Romanschreiber und komischer Dichter vor den Richterstuhl der Kritik gezogen. Es ist kaum notwendig zu sagen, daß er in keiner dieser Gattungen nach Mauvillons und Unzers Urteil besteht. Die vier übrigen Briefe behandeln seine Moral und seinen Einfluß auf den Geschmack.

Das erste Stück der Dichterbriefe ist also bis auf einige Bemerkungen über andere Dichter ausschließlich Gellert gewidmet. Was die zwei ersten Briefe so dringend fordern, eine Schrift über den Wert der deutschen Dichter, liefert, nachdem Gellert als gänzlich wertlos abgetan ist, eigentlich nur das zweite Stück. Damit wird der Anfang im siebzehnten Briefe gemacht und als unsere wahrhaft großen Dichter werden Klopstock, Ramler, Geßner, Wieland und Gleim genannt. Der Verfasser des folgenden Briefes wundert sich, daß neben diesen nicht auch Kleist

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Hagedorn erwähnt wurden, und wäre nicht abgeneigt, noch Haller, Weiße, Zachariae, Lessing und Uz hinzuzufügen. Oder sind diese, fragt er, nur in weiter Entfernung die nächsten von den Fünfen? „Ich komme," lesen wir II. S. 80 f., „auf diesen Scrupel bey Gelegenheit der Erinnerung eines Gespräches über die deutschen Dichter, welches wir vor drey Jahren, als ich Sie in W . . . traf, mit einander hielten. Damals — wissen Sies noch wol? — legten Sie mir in der kleinen Gartenlaube Ihr historisch poetisches Glaubensbekenntniss ab, und sagten, dass sie Classen unter den Dichtern aller Nationen machten. Die oberste Classe der deutschen Dichter, setzten Sie hinzu, ist nicht grösser, als diese Laube, und wird doch vielleicht nicht ausgefüllt werden. Da nun die Laube nicht im Stande war, mehr als höchstens sechs Personen zu fassen, so bringt mich dies auf die Vermuthung, dass Sie schon damals die genannten fünf Dichter, als die einzigen Mitglieder der ersten Ordnung, im Sinne gehabt haben." Unwahrscheinlich kommt ihm dies allerdings vor, da Klopstock im Verhältnis zu den übrigen eine eigene Klasse ausmache. Der Freund gibt in seiner Antwort zu, daß er Klassen unter den Dichtern mache, bevor er aber darüber streitet, wer in die erste gehört, erklärt er, nach welchem Maßstabe er seine Einteilung vornimmt. Hier nun, im neunzehnten Briefe, hören wir, daß er den Dichter nur nach dem Genie schätze.

Es ginge über den Rahmen, den wir uns für die Untersuchung des Briefwechsels gesteckt haben, hinaus, wenn wir die Beurteilungen der einzelnen Dichter und ihrer Werke nachprüfen und alles anführen wollten, was sich dafür und dagegen sagen ließe. Wir fügen also nur noch bei, daß die zweite Klasse eigentlich nicht endgiltig aufgestellt ist, sondern für sie Uz, Gerstenberg, Karschin und Denis nur vorgeschlagen werden.

Es ist begreiflicherweise immer dasselbe Schauspiel, das wir hier vor uns sehen und das sich jedesmal abspielt, wenn eine neue Zeit heraufkommt, der Kampf der Jungen gegen die Alten. Diese haben das Ansehen, den Ruhm und sitzen warm in der Gunst des Publikums, während jene dem gleichen Ziele zustreben. Wenn sie nun alles anwenden, was ihnen zu diesem Zwecke dienlich scheint, entschuldigt es die Nachwelt, wenn das Ganze dadurch gefördert wird. Gewiß hat Lessing mit seinem siebzehnten Literaturbriefe Gottsched ein Unrecht zugefügt. Wer wollte aber heute wünschen, daß er nie geschrieben worden wäre? Im Arsenal der Literatur finden sich die blanken Waffen vorbereitet und je nach Temperament und Bildung wählt der eine eine derbe, wuchtige Keule, der andere eine feine, elastische Klinge. Satire, Pasquill, Parodie usw. müssen den Gegner niederkämpfen, man schont weder seine Werke noch seine Person. Wie gesagt, wir finden dieses Gebaren begreiflich von denen, die selbst gelesen und aufgeführt werden wollen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Merkwürdiger ist es aber, wenn diese Absicht wegfällt. Man fragt sich dann, ist es nur die Lust am Streite, ein persönliches Mißfallen, das dem Verfasser die Feder in die Hand drückt, oder ist wirklich eine edle Absicht vorhanden. Wir kennen die Gründe, denen unser Briefwechsel seine Entstehung verdankt. Lesen wir aber darin, dann kann sich leicht ein Zweifel an der Richtigkeit und Ehrlichkeit dieser Behauptungen aufdrängen. Schon die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ haben gewünscht, daß die Ausfälle der Verfasser weniger heftig wären, und führen zwei Beispiele an, die ihnen zu feindlich oder zu niedrig klingen. Es dürfte wohl mit Absicht geschehen sein, daß sie gerade zwei so zahme Stellen gewählt haben. Sehen wir uns aber einmal eine andere an, z. B. (I. 116 f.): „Ja, mein Freund, wir wollen uns noch ein wenig über den Abgott der Nation und über die Blindheit derselben lustig machen. Es ist ein ergötzliches Schauspiel, zu sehen, wie das auf den Thron gesetzte Götzenbild aussieht, wenn mans in der Nähe betrachtet. Mir ist dies eine Erquickung; ich wünsche, es möge Ihnen auch eine solche seyn. Ich nehme mir indess die Freyheit, ihr nachzuhängen, und lade Sie dazu ein, durch ihre Bemerkungen über diesen Versmacher mit Antheil daran zu nehmen, und mir meine Freude zu vergrössern.“ Oder I. 215: „Bey jedem Zug, den ich an der Löwenhaut that, entdeckten Sie unläugbar, dass das darunter wäre, was Ihnen der Anschein schon längst gesagt hatte, dass es darunter läge.“ Ich übergehe andere Stellen, da, wie ich annehmen kann, durch die angeführten Beispiele die Schadenfreude und Gehässigkeit des Tones genügend gekennzeichnet ist. Übrigens sei bemerkt, daß wir diese ganz auf Mauvillons Rechnung setzen müssen. Daß Unzer damit nicht einverstanden war, geht aus einem Briefe an seinen Freund hervor (M. Br. S. 28): „Sie müssen das 2te Stück unserer Dichterbriefe nunmehr schon gelesen haben. Nimmt es sich in Betracht des Styls nicht weit besser, als das erste aus? Und haben die darin gefällten Urtheile nicht eben den furchtlosen Ton, wie im ersten, ob sie gleich nicht mit so beleidigenden Ausdrücken gesagt sind?“ Es ist wahr, daß das zweite Stück maßvoller ist. Dieses handelt aber auch nicht mehr über Gellert. Wir würden Mauvillon und Unzer unrecht tun, wenn wir die Tendenz ihres Briefwechsels nur in der Absicht zu zerstören und den Beweggrund in der Freude daran finden wollten. Es ist wirklich nur Mittel zum Zweck, sie haben die Absicht, dem Genie freie Bahn zu schaffen. Es ist auch gewiß ein sehr zahmes Mittel, die Wertlosigkeit oder den Wert von Dichtungen darzulegen, das die Verfasser der Dichterbriefe gewählt haben. Dieselbe Methode, die sie bei Gellert in Anwendung bringen, dient ihnen auch dazu, den Wert anderer zeitgenössischer Dichter zu bestimmen, nämlich deren Werke an solchen der Alten und besten Neueren zu messen. Schildert ein heimischer Dichter eine Situation, zu der sie bei diesen eine Parallele finden, oder behandelt er beispiels-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weise denselben oder einen ähnlichen Stoff in einer Fabel, den uns auch ein fremder vorführt, der ihren Idealen von der Dichtkunst entspricht, dann bietet ihnen dies die erwünschteste Gelegenheit, die beiden nebeneinander zu stellen und ihre Produkte zu vergleichen. So, wenn sie Gellerts Fabel „Das Pferd und die Bremse“ und Lafontaines „Le lion et le moucheron“ in Parallele bringen oder seine „Silvia“ mit Guarinis „Pastor fido“ zusammenhalten. Geschieht dies aber bei den anderen Dichtern mehr oder minder unbefangen, die Absicht, unparteiisch zu sein, können wir ihnen nicht absprechen. Bei Gellert müssen wir ihnen jedoch den Vorwurf machen, aus einseitigen, subjektiven Gesichtspunkten geschrieben zu haben. Einigermaßen versöhnt es uns wieder, daß sie aus ihrer Abneigung gegen Gellert wenigstens kein Hehl machen, wenn dies auch sehr übertrieben wird, denn immer wieder bekommen wir zu hören, daß es ihnen um die Zeit leid tue, die sie darauf verwendeten, seine Schriften durchzulesen, daß sie ein Ekel dabei überkomme usw. Nach ihrer tiefsten Überzeugung gibt es nicht eher ein Heil für die deutsche Dichtung, als bis Gellerts unerhörtes Ansehen untergraben, die rasende Bewunderung der Nation für diesen Mann mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist. Deshalb machen sie sich auch kein Gewissen daraus, ihm unrecht zu tun und bei der Besprechung seiner Werke nicht immer sein Bestes zugrunde zu legen. Um jeden Preis muß Gellert in den Staub geworfen werden und jedes Mittel ist ihnen dazu recht.

Es darf jedoch auch nicht verschwiegen werden, daß unsere Kritiker von dem Dichter Gellert den Menschen abzusondern wissen. Gelegentlich der Besprechung seiner komischen Erzählungen wird zwar (I. 223) gesagt, daß er etwas Plebeisches in seinen Ausdrücken habe, „welches von dem Manne zeugt, der in seiner Jugend gar keine gute Erziehung muss gehabt, und keine feine Gesellschaft gesehen haben.“ Doch trifft ihn diesbezüglich ein Verschulden? Es soll auch mehr eine Erklärung dafür, daß er nur den Pöbel belustigen könne, als ein Vorwurf sein. Wirklich wohltuend könnte bei der Lektüre des ersten Stückes wirken, was man auf S. 269 f. liest, wenn es sich der Schreiber dieser Zeilen versagt hätte, auch hier seine Ausfälle zu machen. Dort heißt es: „Gott behüte! dass ich dem edlen moralischen Charakter dieses Mannes selbst nicht sollte Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er war wirklich ein vortreflicher Mann im Leben, ob er gleich ein seichter Kopf, ein Dichter ohne alles Genie, und ein sehr mittelmässiger Scribent war. Als Glied der bürgerlichen Gesellschaft schätze ich den Mann recht sehr hoch, meiner Meynung von ihm als Schriftsteller unbeschadet.“

Als Dichter geistlicher Lieder lassen sie Gellert gelten. Sogar Worte der Anerkennung haben sie für ihn (I. 262): „Es ist wahr, der Vortrag (der Moral) ist nicht unangenehm, ja oftmals sanft-pathetisch.“ Und (I. 263 f.): „Ich tadle also nicht den blühenden und sogenannten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

populären Vortrag an Gellert, der sich von dem wissenschaftlichen, sonst auf Universitäten gewöhnlichen Vortrag der Moral auf eine rühmliche Art entfernt. Im Gegentheil, glaube ich, man müsse sie jederzeit so lehren, wenigstens müsse jeder Mensch einmal in seinem Leben die Moral so vorgetragen hören."

Wenn nun auch die Stürmer und Dränger die alte Zeit bekämpfen, so beweist dieses Zusammengehen von ihnen und den beiden Freunden noch nicht viel. Es kann uns höchstens zeigen, daß auch sie einen Messias erwarten. Näher rücken sie nun den Geniemännern schon mit ihrer Abneigung gegen die Rezensenten und Kunstrichter. Dabei dürfen wir aber nicht übersehen, daß dieser Widerwille bei Mauvillon und Unzer einer anderen Quelle entspringt. Diese beiden haben nämlich vor allem den schädlichen Einfluß derselben auf das urteilslose Publikum vor Augen und deshalb werden sie bekämpft. Wäre dieses gebildet und hätte es Geschmack, dann wäre ihnen an den Rezensenten nicht viel gelegen, denn kämen sie mit schlechten Urteilen vor das Publikum, dann würden sie sich ohnehin bald gezwungen sehen, sich um ein anderes Brot umzuschauen. Andere Gründe lassen diejenigen gegen die Kunstrichter und Rezensenten Front machen, die ganz von der Unfehlbarkeit und Göttlichkeit des Genies berauscht sind.

Sahen wir bisher Mauvillon und Unzer mit der jungen Generation in Übereinstimmung, was die negative Seite ihrer Bestrebungen anbelangt, im äußeren Gegensatze zu der älteren Generation, so stehen sie zu dieser ebenso in einem inneren.

An die Stelle der Gesetze und Regeln trat bei den Stürmern und Drängern das Genie, das diese nicht braucht und kennt. Daß nun auch die Dichterbriefe in erster Linie vom Dichter verlangen, daß er Genie habe, haben wir schon einmal gehört. Aber außer dem Genie macht, wie Goethe im „Götz von Berlichingen" Franzen ausrufen läßt, den Dichter „ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz." Bevor diese große Lehre der neuen Dichtung ausgesprochen war, lesen wir bei Vergleichung Gellerts mit Lafontaine über diesen (I. 125): „Das ist der Dichter von Genie, der von seiner Materie ganz voll und begeistert dichtet." Von Gellert heißt es (I. 146): „Sie werden überhaupt in allen Fabeln bemerken, dass er sich niemals von der Sache voll hinsetzt und dichtet, sondern dass er sich führen lässt, wo der Reim hinwill." Die Übereinstimmung in diesem Punkte ist so handgreiflich, daß wir darüber weiter kein Wort zu verlieren nötig haben.

Der Dichter muß also Genie haben und dann muß sein Herz von der Empfindung für seinen Gegenstand ganz voll sein. Damit ist es aber noch nicht genug. Die Hingabe an ein Ideal, an die Macht eines großen Vorbildes muß hinzukommen und erhebt den Bewunderer und Nachstrebenden selbst zu dessen Größe. In Goethes Fragment „Des Künstlers Vergötterung" kommt dies klar zum Ausdrucke in den Worten des Meisters:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das starke Gefühl, wie grösser dieser ist,
Zeigt dass dein Geist seines gleichen ist.[1])

Shakespeare und Homer sind für Herder und Goethe Freunde, die sie ans Herz drücken. Aber auch Erwin von Steinbach, dem doch Goethe selbst nicht nacheifern wollte, ist für ihn ein Genius, vor dem er anbetend in den Staub sinkt. Spricht sich nicht in den Worten des ersten Briefes (I. 34): „Und diesem (dem Urteilsspruche des Geschmacks) zufolge möchten sie (Gellerts Schriften) wohl nicht in das Heiligthum des Tempels der Unsterblichkeit eindringen, wo Ihr Ariost, wo mein Petrarca und der göttliche Herrera wohnen.“ die gleiche Verehrung und Liebe aus? Hier spricht, wie unschwer zu erkennen ist, der Dichter Unzer und ebenso im zwanzigsten Briefe (II. 121): „Dem Sänger der Laura ist mein ganzes Herz offen.“ Von dem, was sie hier von sich selbst sagen, wird allerdings in dem ganzen Briefwechsel keine ausdrückliche Anwendung auf den Dichter gemacht.

Ein ähnlicher Ausspruch, auch er gewiß von Unzer, im siebenten Briefe (I. 130) führt uns zugleich auf eine andere Forderung der Dichterbriefe, worin sie mit den Stürmern und Drängern eines Sinnes sind: „Grosse Ehre für ihren Homer, mein Freund, und für meinen Ossian, dass sie, die grössten Copisten der Natur, einen solchen Farbenstreicher, wie Gellert, neben sich gestellt sehen müssen.“ Natur wollen sie also in der Dichtung wie diese oder wissen sie wenigstens zu schätzen. „Wo ich nur hinhöre,“ liest man I. 129, „ruft mir ein blinder Verehrer Gellerts entgegen: Sehet hier den wahren Dichter der Natur, einfältig und edel wie sie! Ich möchte wohl wissen, was man sich von der Natur für einen Begriff macht. Ist etwa das Natur, was leicht begriffen, überschaut und eingesehen werden kann? Triviale Erklärung! Was ist ausgebreiteter, was ist geheimnisvoller als die Natur!“

Noch wäre zu erwähnen, daß im dritten Briefe (I. 65) Gellert der Vorwurf gemacht wird, daß er „arm an Handlung“ sei. Wir finden diese Forderung in den Dichterbriefen sonst nicht stark hervortreten und deshalb lege ich darauf auch kein großes Gewicht, obwohl die Stürmer und Dränger überall Handlung sehen wollen und immer zum Drama hindrängen. Bekannt ist die Rezension über Geßners Idyllen in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen.“ Auch die mit Ehrfurcht ausgesprochenen Namen Klopstock, Homer und Ossian zeigen sie uns auf Seite der Genies.

So weit laufen die Gedankenreihen Mauvillons und Unzers mit denen der Stürmer und Dränger parallel und die Freunde erweisen sich als wahre Gläubige der unsichtbaren Kirche. Doch schon mit ihrem Geniebegriffe weichen sie beträchtlich von diesen ab und stehen in anderen Punkten ganz abseits von ihnen. Die Besprechung der An-

---

[1]) W. A. 38. Bd., S. 67.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sichten, die sie vom Genie äußern, bildet den Übergang von der vollsten Übereinstimmung zum schärfsten Gegensatze.

War schon im Vorhergehenden öfters vom Genie die Rede gewesen, so erfahren wir doch erst im fünfzehnten Briefe (II. 16), daß „bey dem wahren Kenner das Genie das einzige Tarif des Dichters“ sei.

Wir müssen, um zu Klarheit über den Begriff zu kommen, den sich Mauvillon und Unzer vom Genie gemacht haben, in der allgemeinen, historischen Entwicklung desselben drei Perioden unterscheiden:[1]) die Zeit vor dem Auftreten der eigentlichen Geniemänner, die den Begriff bereits in allen seinen einzelnen Merkmalen festgestellt hatte, sodann die Zeit der Gährung mit ihren übertriebenen und überspannten Ansichten davon und endlich die der Läuterung, in der sich Goethe selbst zu dem durcharbeitete, was Schiller und Kant dann endgiltig in einer scharfen Formel aussprechen konnten, wobei sie vielfach die Möglichkeit hatten, an die Ergebnisse der, wenn ich so sagen darf, vorgenialen Zeit anzuknüpfen. Es wird sich empfehlen, zuerst die Stelle des neunzehnten Briefes zu hören, in der sich der Verfasser desselben über seinen Begriff vom Genie vernehmen läßt, dann seine sonst eingestreuten Bemerkungen darüber zur Vervollständigung heranzuziehen und dabei immer nach vorne und rückwärts auszublicken. Wir lesen in diesem neunzehnten Briefe (II. 89 ff.):

„Ich schätze den Dichter bloss nach dem Genie, und das Genie besteht hauptsächlich in der Kraft zu schaffen; hievon heisst er ein Poet. Es versteht sich, dass mir sein schöpferischer Geist lauter Dinge vorstellen muss, die mich interessiren. Kan er aus einem dem Scheine nach unbequemen Dinge etwas machen, das mich interessirt; Heil ihm! Ich bewundere ihn umso mehr. Aber auch das ist schon hinreichend, ihn in meinen Augen zum grossen Dichter zu machen, wenn er nur weiss, Gegenstände zu wählen, welche wichtig sind, und das Wichtige, das schon darinnen liegt, es bestehe im Grossen oder Reizenden, heraus zu holen, um mirs zu zeigen. Dies ist die Haupteigenschaft aller Dichter, und der Masstab, nach dem ich sie abmesse. Die übrigen Eigenschaften verstehen sich theils von selbst, als die Kunst, die Erfindungen der Natur und dem Zwecke einer jeden derselben gemäss vorzustellen, denn ohne diese ist gar keine Dichtkunst; und zur Erfindung gehört nicht nur die allgemeine Erfindung eines Süjets, sondern auch die Erfindung seiner besondern Theile nebst ihrer Anordnung. . . . Theils sind die Eigenschaften des Dichters auch von einer minder wichtigen Gattung, als das Fliessende des Verses, die Vermeidung der Härte im Ausdruck u. a. die zwar in einem gewissen Grade bey allen Dichtern gefunden

[1]) Das hier Vorgebrachte lehnt sich an den Artikel „Genie“ in Grimms Deutschen Wörterbuche, IV. Bandes I. Abt., 2. Teil, Spalte 3396 ff. Die folgenden Zitate sind daher genommen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werden müssen, die aber dem mittelmässigen Kopfe niemals allein zum Verdienste angerechnet werden können. Denn freilich, wer eine Sprache nicht kennt, der muss überhaupt es unterlassen, darinnen zu dichten;[1]) ein guter, reiner Vers allein macht aber nicht den Dichter, sondern den Versmacher aus."

Das wesentlichste Merkmal des Genies ist also, daß es ein schöpferischer Geist ist. Bei Gellert — der überhaupt viel zur Einbürgerung des Wortes und zur Gestaltung seines Begriffes beigetragen hat — findet sich diese Erkenntnis bereits: „Ihr wollt uns durch eure Tragödien rühren, ihr Kenner der Regeln! und wir fühlen gleichwohl, dass euch der schöpferische Geist gemangelt." Er trägt auch kein Bedenken, das Genie kurzweg Schöpfer zu nennen. Wir erinnern nur, wie sich dies dann in der Genieperiode bis zum Übermaße steigerte, wie es sich in Goethes „Prometheus" ausspricht und wie Herder von den Dichtern verlangt, daß sie „zweite Prometheus, Schöpfer unsterblicher Götter und sterblicher Menschen" seien. Dieses Schöpfen oder Schaffen ist ein so wesentliches Merkmal des Genies, daß es ohne dieses überhaupt nicht gedacht werden kann, wenn auch nach der kurzen Zeit der Berauschung eine gewisse Ernüchterung eintrat, als man erfahren hatte, daß sich auch das Genie Grenzen seines Wirkens ziehen müsse.

Im zweiundneunzigsten Literaturbriefe, gelegentlich der Besprechung von Sulzers Abhandlung über das Genie, sagt Mendelssohn: „Die dritte Eigenschaft, die Herr S. zu einem Genie erfordert, ist die Besonnenheit, oder Gegenwart des Geistes, welche die Seele in der grössten Erhitzung der Einbildungskraft, bey der Freyheyt erhält, die Aufmerksamkeit, wohin es ihn beliebt, zu lenken, um den Vorwurf im Ganzen übersehen zu können." Was er dann noch sagt, wäre für die folgende Zeit recht beherzigenswert gewesen, so die beiden Möglichkeiten, wenn die Besonnenheit nicht die Zügel anzieht, besonders, denken wir an das Drama der Stürmer und Dränger, die zweite: „Oder er wird seine Kräfte nicht gehörig auszusparen wissen, und sie bey einer geringern Gelegenheit verschwenden, ohne vorherzusehen, dass wichtigere Gelegenheiten auf ihn warten, die ihn sodann erschöpft finden werden." Daran schließt sich: „Mit einem Worte, das Genie muss Meister über seine Begeisterung seyn, die Vernunft muss in dem Temperamente seiner Fähigkeiten, oben an sitzen, und im Sturme der Leidenschaften selbst, das Steuer nicht verlieren." Es ist genügend bekannt, wie wenig sich die Dichter der Siebzigerjahre des achtzehnten Jahrhunderts um solche einsichtsvolle

---

[1]) Vgl. dazu Minor, Johann Georg Hamann in seiner Bedeutung für die Sturm- und Drangperiode. Frankfurt a. M. 1881. S. 39 und Minor u. Sauer, Studien zur Goethe-Philologie. Wien, Konegen 1880. S. 86, Anm. Herders „Fragmente" haben Mauvillon und Unzer gewiß gelesen und so geht dieser Satz wahrscheinlich auch auf Hamann zurück, nur daß der Gedanke hier bereits ganz nackt, ohne den Hamannschen Vergleich, ausgesprochen wird.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und eindringliche Worte bekümmert haben. Die „verwaschene Schreibart,“ welche die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ an den Dichterbriefen tadeln, fällt ihnen wirklich zur Last. Das Wort besonnen bekommen wir nicht zu hören, aber daß Mauvillon und Unzer es als Praedikat des Genies fordern, können wir schon daraus entnehmen, daß sie von Erfindung der besonderen Teile „nebst ihrer Anordnung“ sprechen und (II. 121) „Uebereinstimmung der Theile“ an der italienischen Poesie besonders rühmend hervorheben. Es ist mir keine Stimme aus der vorgenialen Zeit bekannt, die diese Forderung des Ansichhaltens über das einzelne Werk hinaus auf eine Einschränkung in den Dichtungsgattungen ausgedehnt hätte. Aber ich glaube, daß die letztere von vornherein in der ersten enthalten ist. Ich meine so, daß sich der Dichter, der sich Beschränkung im einzelnen Werke auferlegt, schon vorher darüber klar geworden sein müsse, in welcher Gattung er etwas leisten könne, und nicht etwa als Dichter vorzüglicher Stücke für die Volksbühne, wie Raimund, sich selbst überschätzen und durchaus ein Trauerspiel hohen Stiles werde schreiben wollen oder, um bei den Genies zu bleiben, wie Lenz, den sein Talent auf die Lyrik und das Lustspiel gewiesen hätte, Kraftdramen. Im vierten Briefe (I. 82) finden wir diesen Gedanken der Selbstbeschränkung ausgesprochen: „Es ist Gellerten gegangen wie allen Stümpern; sie finden sich gleich stark in allen Gattungen, und schreiben daher auch in allen ganz getrost. Da hingegen der Dichter von Genie, wenn er kein Voltaire ist, sich fühlt, und in seinen Schranken hält.“ Goethe und Schiller haben, nachdem sie das geniale Treiben mitgemacht und sich davon befreit hatten, sich selbst und dem Genie die Beschränkung auferlegt. Goethe hat diese Erkenntnis niedergelegt in „Natur und Kunst sie scheinen sich zu fliehen“:

Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will muß sich zusammenraffen;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.[1])

Wie schon gesagt, den Begriff des Genies hatte man bereits vor der Periode, die sich von ihm nennt, in seinen wesentlichen Merkmalen erfaßt, mochte man es nun Geist, Gabe, Genius oder Genie nennen, und in Erscheinung getreten war es unstreitig vor derselben auch schon. Das Charakteristische für die Geniezeit ist aber, daß nun das Genie zu Selbstbewußtsein und Selbstgefühl erwachte und im Vertrauen auf seine Fähigkeiten oder die seines Genius alle beengenden Fesseln sprengen zu dürfen glaubte, in der Dichtung sowie im Leben. Daher hauptsächlich stammt die Verachtung aller Regeln, der philosophischen Systeme usw. Dieses Selbstbewußtsein hatte sich obendrein verstiegen,

[1]) W. A. 4. Bd., S. 129.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

war überreizt, ungesund und, nennen wir es gelinde, verkehrt, denn nicht in der Natur der Sache gelegen. Das Richtige hat auch hier bereits Gellert erkannt und wenn wir uns seiner Moral erinnern, die immer nur Temperamentstugend, welche sich auf Gefühl gründet, predigt, so wundern wir uns über Worte aus seinem Munde wie die folgenden nicht: „Wir haben ein Gefühl . . . des Schönen und Schlechten, welches das Genie leitet, bei seinen Nachahmungen der Natur, fast ohne dass es sich dessen bewusst ist, nach den Regeln der Natur zu arbeiten.“ Hier haben wir also den geraden Gegensatz zu den Dichtern der Siebzigerjahre, die sich ihres Genies, ob sie nun tatsächlich eines hatten oder nicht, sehr wohl bewußt waren und immerwährend auf den Besitz desselben pochten. In diesem Punkte nun finden wir Mauvillon und Unzer, seine erbittertsten Feinde, mit Gellert in erfreulicher Übereinstimmung, obwohl sie gerade wieder ihm die Naivität absprechen. Auch im zweiten Bande von Meinhards „Versuchen“ finden wir diesen Gedanken ausgesprochen, wo er „Über Lorenz von Medicis“ redet: „Shakespeare, der zu einem Handwerke erzogen worden, ward ein grosser Poet, ohne irgend eine Aufmunterung zu haben, ja sogar, ohne selbst es zu wissen.“ Den beiden Freunden waren Meinhards „Versuche“ gut bekannt. Naiv nennt der Verfasser des achten Briefes ein Gedicht, wenn „aller Orten der Ton den zu erzählenden Sachen angemessen ist.“ Daran schließt sich der Satz (I. 141 f.): „Das heisst Naivität; und das thut der Dichter von Genie, ohne es zu wollen, von Natur, weil jede Sache sich ihm gleich so vorstellt, als sie ist, und darin besteht eben das Genie.“ Also auch für sie ist das Schaffen des Genies ein unbewußtes, wie bei Gellert, und schon dasselbe Wort naiv, wie bei Schiller, ist gefallen. Dieser nun stellt als unumstößlich in der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ den Satz auf: „Naiv muss jedes wahre Genie sein, oder es ist keines. Seine Naivheit allein macht es zum Genie.“ Schillers und Goethes Briefwechsel behandelt diesen Gegenstand ebenfalls und bleibt dabei, daß das, was das Genie tut, unbewußt geschehe.

Bedenken wir, welch starker Nachdruck überall in den Dichterbriefen auf eine gefeilte Form gelegt wird, dann erkennen wir, wie hoch Mauvillon und Unzer vom Genie denken. Mauvillon, der Verfasser des neunzehnten Briefes, hatte in der Karschin ein wahres Genie finden wollen, bei dem man wenig antreffe, das nicht einen schöpferischen Stempel an sich trage. Auf die Frage seines Freundes im folgenden Briefe, wie er dazu komme, ein so großer Verehrer der Karschin zu sein, antwortet er, daß er sich geirrt haben könne, und ruft dann (II. 148) aus: „Wahr ists, wenig Politur! Aber wer übersieht das nicht bey einem wirklichen Genie?“ Lafontaine wird aus diesem Grunde manches nachgesehen (I. 127): „Die Fabel des Franzosen hat ihre Fehler, es sind aber Fehler des Genies.“ Aus Mangel an Genie ist der Umstand erklärlich, daß Gellert die Fehler vermeidet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Denjenigen, die im Interesse des Genies ihre Stimme erheben, mußte natürlich auch die Frage naheliegen, ob und wie Genies gefördert werden können. Der fünfundzwanzigste Brief ist dieser Frage gewidmet und zwar ist der Anlaß dazu die Klage, die man immer hören könne, daß der Unterhalt unserer Dichter zu gering sei, daß ihnen ihre Amtsgeschäfte nicht die nötige Muße gewährten und daß in Deutschland keine Pensionen für Dichter ausgesetzt würden, die sie instand setzten, statt kleine Arbeiten zu liefern, sich an die Ausführung von größeren Werken zu wagen. Was Mauvillon, der Verfasser dieses Briefes, diesbezüglich sagt, stützt sich auf die Ansichten, die bereits Meinhart in dem Abschnitte seiner „Versuche", der über Lorenz von Medici handelt, über dieses Thema entwickelt hatte. Im Hinblick auf die Nachteile, die dem Genie und der Pflege der Literatur aus der Gewährung derartiger Pensionen erwachsen, entscheiden sich beide dafür, daß sie besser unterbleiben. Was ein rechtes Genie ist, wird sich, auch auf seine eigenen Füße gestellt, durch die größten Hindernisse seinen Weg bahnen „gleich einem reissenden Strome," wie Meinhard sagt. Sein Auskommen wird es nach Mauvillon immer finden, denn mit Recht setzt man beim Dichter voraus, daß er solche Kenntnisse besitze, die einen Mann in den meisten Fällen brauchbar machen. Uns klingt es wie eine Ironie, wenn wir an die Lenz, Klinger und Wagner denken, was Mauvillon darauf sagt: „Also sind Hofmeisterstellen, Secretärverrichtungen und andere Ämter im Staat dem jungen Dichter bey uns allezeit offen, und er bekommt sie nicht nur ohne Mühe, sondern sie werden ihm sogar angetragen." Also mit der Annahme zu geringer Unterstützung und Aufmunterung junger Dichter haben wir die Ursache dafür, daß keine bedeutenden Leistungen in der Dichtkunst erzielt werden, nicht gefunden. Die Wurzel des Übels liegt viel tiefer und in den Dichtern selbst, in ihrer Trägheit, ihrer Bequemlichkeit und nicht zum geringsten in ihrer mangelhaften geistigen Bildung und der „gänzlichen Ignoranz" in den alten Sprachen und der „vollkommnen Unbekanntschaft" mit den Schriften der alten und besten Neueren. „Denn," äußert er sich (II. 235), „um ein grosses, wichtiges Werk, als ein Trauerspiel oder Lustspiel zu verfertigen, sind erstlich sehr grosse und langanhaltende vorläufige Uebungen erforderlich, tausend und aber tausend Versuche, um sich dazu in Stand zu setzen." Eine solche Zumutung würde ebensowenig den Beifall eines unserer Geniemänner erhalten haben, die im Gegensatze dazu es liebten, die Augenblicke dichterischer Empfängnis auszunützen, um während dieser ihr Werk „hinzuschmeißen," als sie sich zu Überlegungen wie die folgende aufgelegt fühlten (II. 238 f.): „Denn freilich kostet der Plan eines wichtigen Unternehmens viel Zeit, viel Ueberlegung, viele Arbeit, ja selbst eine Erfindungskraft, die zwar manche glückliche Genies auf eine leichte Art zu bekommen scheinen, wozu aber gewiss allezeit viel Uebung und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachsinnen gehört. Nur mit dem Unterschiede, dass das wahre Genie es unaufhörlich im Geheim und durch unwiderstehliche Triebe thut; derjenige hingegen, der diesen Trieb nicht so stark besitzt, sich etwas mehr dazu aufmuntern muss, daher es scheint, als erfordere es bey diesem mehr Arbeit."

Fassen wir alles zusammen, so ergibt sich, daß Mauvillons und Unzers Begriff vom Genie sich mit den Ansichten und Äußerungen, die wir von den Vertretern der Genieperiode darüber kennen, recht wenig in Einklang bringen läßt und sich zu seinem Vorteile mit ihnen durchaus nicht deckt. Fragen wir uns aber nach dem Verhältnisse, in dem sie damit zur vorgenialen und zur Zeit der geklärten Begriffe darüber stehen, so ist eine entschiedene Beantwortung, die als unumstößlich auftreten wollte, schwer zu geben. Das läßt sich aber bestimmt aussprechen, daß ihre Anschauungen gesund sind und keinen Rückschritt über die bis zu ihrem Auftreten gewonnenen Einsichten in das Wesen des Genies bedeuten. Tiefer als die Gerstenberg'schen „Merkwürdigkeiten" sind sie entschieden in dieses eingedrungen und der Vorwurf, daß ihre Vorstellungen davon „noch ziemlich schwankende und unzuverlässige sind," trifft den Rezensenten der Dichterbriefe in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" nur selbst.

Die Begabung, das Genie vorausgesetzt, wird es der junge Dichter nach der Überzeugung der beiden Freunde nur dann zu etwas bringen, wenn sein Geschmack von Jugend auf durch die Lektüre der besten Dichter gebildet wird und er dann selbst die Schönheiten ihrer Werke im einzelnen studiert. Die erste Bedingung zu erfüllen, kann nicht er berufen sein, sondern ist Sache seiner Eltern, seiner Lehrer und anderer, die an ihm Anteil nehmen. Wie es aber um die Bildung dieser Leute bestellt ist oder bestellt sein soll, das haben wir gehört und daher muß einmal die Frage klar beantwortet werden, was man den Jungen zu lesen geben soll. Dieser Aufgabe, Werturteile über die Dichter zu fällen, fühlen sich Mauvillon und Unzer gewachsen und ihrer Ausführung haben sie den Briefwechsel gewidmet. Die nächste Aufgabe aber, die einzelnen Schönheiten der besten Dichtungen in das rechte Licht zu rücken, überlassen sie anderen. Da müssen sich mehrere finden, die diesem Zwecke ihre Kräfte widmen, denn der einzelne ist es nicht imstande. So kann man es auch dem Dichter nicht zumuten, sie überall selbst herauszufinden und gebührend zu würdigen. Dies führt uns nun auf Wege, die von dem bisherigen beträchtlich abweichen.

Der Verfasser des achtzehnten Briefes erklärt sich mit den für die erste Klasse vorgeschlagenen Dichtern einverstanden, äußert aber dann Besorgnisse, die wir bei einem echten und rechten Stürmer und Dränger vergeblich suchen würden und die darin bestehen, daß er sich die Möglichkeit vor Augen hält, es könnte ein Ausländer nach dem Ruhm der Genannten oder gar nach den Kommentaren zu ihren Werken

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fragen. Der Gedanke, daß die Fragen wirklich gestellt werden könnten, ist ihm so peinlich, daß er abbricht und ausruft: „— o so stehe ich beschämt da, und wünsche kein Deutscher zu seyn.“ Wem von den jungen Dichtern unserer Periode wäre es in den Sinn gekommen, zu irgend einem Werke der Kunst einen Kommentar zu fordern! Von Herder geht es aus, daß sie Schönheit nicht analysieren, begrifflich erfassen, sondern nur fühlen und von einer anderen Art des ästhetischen Genusses überhaupt nichts wissen wollen. Schönheit und Größe der Dramen Shakespeares darf man nach Herders Gebot nur fühlen, fühlend tritt Goethe der Schöpfung Erwins von Steinbach gegenüber und Franzen in Klingers „Leidendem Weib“[1]) dauert es, was sein Laokoon schon habe leiden müssen: „Jeder Bube schwatzt von dir und grosse Leute reden, warum du den Mund aufthust. Hätten sie vor dir gestanden mit dem innigsten Gefühl — Venus! Ausdruck der Gottheit, Leben, Weben, Alles — es ist ein Augenblick, nur ein Augenblick — da steh ich oben.“

Hier stoßen bereits entgegengesetzte Anschauungen aufeinander. Noch mehr spitzen sich aber die Gegensätze zu, wo die Dichterbriefe auf die Strömung zu sprechen kommen, die in der Sturm- und Drangperiode nicht zurückgedrängt, sondern vielmehr genährt wurde, um so bis ins Maßlose zu gehen. Es ist die Empfindsamkeit, die unserer Periode in der Literaturgeschichte einen zweiten Namen gegeben hat. Ohne langes Suchen finden wir ihren Ausgangspunkt im Pietismus, dem roten Faden, der sich so sichtbar durch die ganze Zeit hinzieht. Freilich ist es nicht der Pietismus allein, der diese Geistesrichtung, wenn er sie auch begründete, in der Literatur wirksam erhielt, denn wir haben noch andere, namentlich englische Einflüsse dafür verantwortlich zu machen. Daß er aber trotzdem der Hauptträger der ganzen Empfindsamkeit ist, das hatte ein Mauvillon bald gefunden und daß dieser Freigeist allem, was damit zusammenhängt, abgeneigt sein mußte, versteht sich ohne weiteres. Natürlich mußte ihm dann auch alles andere, was das Gedeihen dieser weichen Stimmungen gefördert hatte oder befördern konnte, durchaus zuwider und verhaßt sein. Daß Mauvillons gelehriger Schüler mit dem Meister hauptsächlich in diesem Punkte eines Sinnes ist, läßt sich denken und kommt auch in den Dichterbriefen in ausgezeichneter Weise zum Ausdrucke. Es sieht ganz harmlos aus, wenn Unzer im elften Briefe (I. 237) schreibt: „Denn in der That, so mittelmässig er mir als Dichter scheint, und so sehr die Nachwelt Ursach haben wird, ihn unter dieser Gestalt zu vergessen; so schätzenswürdig ist er in meinen Augen als moralischer Schriftsteller, und als ein Mann, der keinen geringen Einfluss auf die Beförderung des guten Geschmacks gehabt. Urtheilen sie nicht auch so?“ Man braucht eben Unzer nur ein wenig zu kennen, um die Ironie in diesen

[1]) II. Akt, 3. Szene.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sätzen und die wahre Absicht, die er damit verfolgt, herauszufinden. Es steckt nichts anderes dahinter als der Wunsch, dem Freunde eine recht willkommene Frage zu stellen und sich dann an der Widerlegung der aufgestellten Behauptung laben zu können. Dem Dichter Gellert hat er bereits die Grabschrift „Lusisti satis — Tempus abire tibi est“ gesetzt und mit verständnisinnigem Lächeln weist er dem anderen die Aufgabe zu, für den Moralisten Gellert eine solche zu finden, die diesem, wie er zu glauben vorgibt, mehr Ehre bringen werde. Gesiegt haben sie im Turnier mit Gellert, dem Dichter, aber er wird noch einmal in die Schranken gefordert, um den Todesstoß zu empfangen.

Wie Mauvillon über die Temperamentstugend, die „nach dem Antrieb des Herzens“ handelt, denkt und besonders über deren Folgen, denn die praktische Wirkung der Schriften Gellerts verliert er nie aus den Augen, das mögen uns nun seine eigenen Worte sagen, da es hier ja auch auf den Ton ankommt, in dem er seine Ansichten darüber vorträgt.

Als moralischer Schriftsteller wird Gellert im zwölften Briefe behandelt. Dieser Brief zerfällt in zwei Teile, deren erster seine Moral als solche und deren zweiter das Moralische, das seine Schriften enthalten, bespricht. Nach seinem eigenen Ausspruche hat Gellert „eine Moral fürs Herz schreiben wollen mehr als für den Verstand.“ Sehr langatmig wird nun an der Hand der Leibniz-Wolff'schen Philosophie, der Lehre von den unteren und oberen Seelenkräften, was eine Moral für das Herz und eine solche für den Verstand sei, dargelegt, doch können uns diese Ausführungen hier kein Interesse abgewinnen. Der zweite Teil des Briefes enthält das, was für uns in Betracht kommt, und da heißt es nun (I. 266 ff.):

Was seine übrigen Schriften und das moralische, das sie enthalten sollen, betrifft; so ist das noch weit seichter, weit unbestimmter, weit unnützer und unfähiger, eine gesunde Tugend beyzubringen. Ueberall finden Sie das Lob des guten Herzens, das ist: der Temperaments-Erziehungs- und Vorurtheils-Tugend, deren Schwäche doch sattsam bekannt ist. Auch müssen Sie bemerkt haben, welches die Folgen davon sind. Jeder Geck, jedes alberne Mädgen spricht von einem edlen und guten Herzen, und von sanften Empfindungen. Eine mitleidige Thräne weinen zu können, wird als der höchste Gipfel menschlicher Tugend angesehen. Mit Mitleiden muss jemand, der nur ein wenig Federkraft in der Seele besitzt, die wimmernden, die ganze Welt liebenden, und an der ganzen Welt Antheil nehmenden Geschöpfe betrachten, wovon Deutschland itzt überall wimmelt. Alle Jünglinge sind die zärtlichsten, die theuersten Freunde; sie weinen einer in des andern Armen; sie küssen sich tausendmal. Die Mädgen sind nicht minder liebreich und zärtlich wimmernd, so dass es recht herzbrechend anzuhören ist. Wo läuft aber alles hinaus? Ein paar Stunden des Tages mit einander zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schwatzen: mit solchen Empfindungen bey Gelegenheiten, wo es nichts zu sagen hat, dass es auf Thatbeweise ankommen werde, zu pralen; und sie in bombastischen nnd sanftwinselnden Ausdrücken herzulallen. Wo es aber darauf ankommt, seinem Freunde (deren jeder, o wie lächerlich! wenigstens anderthalb hundert hat) mit Rath und That, mit Gut und Blut zu dienen; da sind tausend Hindernisse im Wege. Hierbey thut man meines Erachtens allemal besser, wenn man sich an jene wenigen festen Seelen wendet, die nicht Gellerten in sich gesogen, sondern die Moral, das heisst, die Pflichten, die die Verbindungen unter den Menschen erfordern, aus ganz andern Büchern, als den seinigen, erlernt haben.“ Das sind die zum Glück doch noch „mehr lächerlichen als schädlichen“ Folgen der beinahe rasenden Bewunderung für Gellert, da die Leute nämlich mehr mit derartigen Gesinnungen prahlen, als sie ganz anzunehmen. Dann fährt er fort (S. 275 ff.): „Wie oft macht er grosse Tugenden herunter, und setzt dagegen kleine, leicht zu erfüllende im Himmel! Nach einer solchen Fabel, wie der wunderbare Traum, nach solchen plauderhaften Albereyen über die Güte des Herzens, als überall in seinen Schriften aufstossen, glaubt jedes Schulmeistermädgen, jede Krämers Tochter, die Gellerten gelesen hat, und die besser gethan, wenn sie an dessen Statt gesponnen und genähet hätte, sie sey die Krone aller Geschöpfe dieses Erdbodens. Kann sie nur das fade Geschwätz einer Lottchen, Christianchen oder Julchen nachbeten; so denkt sie, sie ist ein Muster, und übertrifft die Mutter der Gracchen. Der Fall, dass sie funfzigtausend Thaler erben, und ihrer Schwester etwas davon mittheilen sollte, findet sich unter hunderttausend solcher Geschöpfe nicht bey einem. Die Lesung der Gellertschen Schriften macht jedes Mädgen unausstehlig weise und witzig, und anstatt, dass eine häusliche Erziehung ohne vieles Lesen sie zu der Besten der Weiber machen könnte, so wird sie absurd, sobald sie ihn gelesen hat; und fast eine jede liest ihn. Bey den Jünglingen thut er nicht minder Schaden. Sobald einer wimmert und weint, sobald bildet er sich ein, dass er der Tugendhafte sey, den Gellert mahlt. Da citiert er sich selbst die Stellen, die ihm das Sanfte, oder vielmehr das Schwache oder Winselnde, als den Gipfel menschlicher Vollkommenheiten, schildern. Ueberdem wird ihm die Gelehrsamkeit als etwas sehr entbehrliches, der Nachruhm als etwas verächtliches, und die Begierde darnach als schädlich und tadelhaft vorgestellt. Wie freut sich mein Jüngling! er lernt wenig, durchalbert die Tage in den Armen seiner Freunde, und dünkt sich ein ganzes Geschöpf, das der Hochachtung der Welt vollkommen würdig ist. Er schilt wohl gar die Welt als böse, wenn sie ihm dieselbe versagt und spricht: ein gutes Herz, das, nach dem Coriphäus Gellert, das schätzbarste sey, werde nicht geachtet“. Der Briefschreiber, Mauvillon, kommt zu dem Schlusse, daß ja derartiges in vielen Schriften, sowohl deutschen als fremden, die durch Gellert in Deutschland ein-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geführt wurden, stehen könnte, ohne Schaden anzurichten, daß dieser Schaden aber aus dem „unerhörten Ansehen dieses Schriftstellers bey der Nation, die ihn für einen Quell aller Weisheit ansieht," wirklich entspringe.

Im fünfzehnten Briefe, dem ersten des zweiten Stückes, wird nun auch mit einigen Worten Young besprochen. Gellert habe die Leute weichmütig und schwach gemacht, dieser aber mißzufrieden, hypochondrisch und furchtsam. „So viel ist gewiss, dass mir kein Buch unvernünftiger und schädlicher bekant ist, als Youngs Nachtgedanken," hören wir Mauvillon (II. 6) behaupten und dann köstlich klagen: „und ich weiss gar nicht, wie wir dazu gekommen sind, dass es bey uns solchen Unfug angerichtet hat, da es doch in England ausgeheckt wurde." Gellert hat ihm — nach den Dichterbriefen — bei uns die Wege geebnet, denn von der Leipziger Universität aus hat sich dieses Buch über Deutschland verbreitet.

Mauvillon und Unzer gehören zu jenen wenigen „festen Seelen," von denen oben die Rede war, zu der Gemeinde der „aktiven, vernünftigen, starken Seelen,"[1]) von denen Lichtenberg in seinem Aufsatze „Über die Macht der Liebe" spricht. Der witzige Göttinger Professor, der als scharfer Gegner des jungen Geschlechtes bekannt ist, wendet sich in der genannten Schrift speziell gegen dessen Liebessentimentalität; „Werther" und „Siegwart" waren erschienen. Man kann sagen, daß sie nie geschrieben worden wären, wenn Mauvillon es hätte verhindern können. Er schätzt, wie Lichtenberg, den an Leib und Seele gesunden, tatkräftigen Landmann, überhaupt jedes mannhafte, zielbewußte Wirken, aber Schwärmerei, Gefühls- und Tränenseligkeit sind ihm durchaus verhaßt. Er macht, wie wir sahen, für die geschilderten Zustände in Deutschland Gellert mit seiner Moral, mit seinem Lob des „guten Herzens" verantwortlich. Freilich sagt auch Goethe, der später den „Werther" dichtete, in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen"[2]) „Herr Jakobi und sein gutes Herz; das gute Herz und der Herr Jakobi; die ein großer Theil des Publicums mit uns von Herzen satt ist." Es ist aber doch ein Unterschied. Goethe spottet über Jacobis „gutes Herz," weil dieser die Sünden, die er in seinem Rezensentenleben begangen hat, bußfertig als Schwachheitssünden angesehen wissen will mit der Begründung, daß ihm „bekanntlich nicht die geringste Bosheit, nicht die mindeste Fähigkeit zu schaden von der Natur mitgetheilet worden." Mauvillon will von dem „guten Herzen" aus einem anderen Grunde nichts wissen. Und dieser Grund ist, daß von der durch Gellert bewirkten Schwachheit zur Empfindsamkeit nur ein Schritt ist. Das be-

---

[1]) Georg Christoph Lichtenbergs vermischte Schriften. Hgg. von Ludw. Chr. Lichtenberg u. Frd. Kries. Göttingen, 1800. I. Bd., S. 129.

[2]) W. A. 37. Bd., S. 288 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weist wohl am besten seine eigene Schwärmerei für Richardson, unter dessen Einfluß er das „Leben der schwedischen Gräfin von G***“ geschrieben hat. Wenn Mauvillon dann weiter die günstige Aufnahme und Verbreitung, die Youngs Schriften in Deutschland fanden, Gellert zuschreibt, mit welchem Rechte bleibe dahingestellt, so ist uns das ein Beweis mehr, daß es sich im Grunde nicht so sehr um Gellerts „gutes Herz“ als um die Empfindsamkeit handelt.

Mit dieser Förderung der Empfindsamkeit durch Gellert verbindet sich die Vernachlässigung ernster Studien. Das bestärkt die beiden Freunde in ihrer Überzeugung, daß Gellerts Ansehen unbedingt untergraben werden müsse, denn ordentliche Studien verlangen sie nachdrücklich nicht nur von dem Jüngling überhaupt, sondern auch von dem Dichter. Man kennt die Ansichten der Stürmer und Dränger über die Gelehrsamkeit, die freilich auf Rousseau zurückgehen.

Daß sie endlich „Vermeidung der Härte im Ausdrucke“ vom Dichter verlangen, das bedeutet einen zwar erfreulichen und völlig berechtigten, aber doch einen Gegensatz zu der Stilverwilderung der Genies. Die Willkürlichkeiten, die sich diese herausnahmen, würden ihre Billigung sicher nicht erhalten haben, im Gegenteil, wir fänden sie gewiß an der Seite Nicolais und Lichtenbergs, wenn sie schon Ursache gehabt hätten, darüber zu sprechen.

Haben wir bisher einerseits die Übereinstimmungen der Dichterbriefe mit gewissen Tendenzen des Sturmes und Dranges nachgewiesen, andererseits gezeigt, worin sich die Verfasser im Widerspruche mit den Stürmern und Drängern befinden, so erübrigt noch, ihr Verhältnis zu den italienischen Dichtern zu besprechen.

Es ist bekannt, daß der Halberstädter Kreis großes Interesse an der italienischen Poesie hatte. Ist doch Heinse aus seiner Mitte hervorgegangen! Gleim selbst hat 1764 „Petrarchische Gedichte“ erscheinen lassen. Mit Kl. Eb. Schmidt und G. v. Goeckingk war Unzer befreundet. Als er 1772 nach Halberstadt kam, schloß er auch mit L. Benzler[1]) einen innigen Herzensbund, zu Gleim kam er jedoch in kein näheres Verhältnis. Er schreibt an Mauvillon (M. Br. S. 27): „Gleim, Jacobi und Michaelis fliehen mich wegen der Dichterbriefe, sowie ich sie erachte.[2]) Trotz dieser persönlichen Beziehungen verdankt Unzer den Hinweis auf die Italiener nicht dem Dichterkreise in Halberstadt. Wir haben bereits früher von dem Einflusse des Subkonrektors an der Schule zu Wernigerode Joh. Chr. Meier auf ihn gesprochen. Dieser erteilte seinen Schülern nicht nur französischen, sondern auf Wunsch auch englischen und, was für uns hier hauptsächlich in Betracht kommt, italienischen

---

[1]) Über ihn hat Jacobs gehandelt in der Zeitschrift des Harzvereines XXVII. (1894) S. 1—90.

[2]) Druckfehler für verachte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unterricht. Unzer hat diesem Lehrer also auch positive Einwirkung zu verdanken. Denn hat er auch, wie Jacobs vermutet, damals das Italienische nur ganz wenig betrieben, so war jedenfalls das Interesse daran überhaupt erweckt. Wir dürfen gewiß annehmen, daß es beim sprachlichen Unterrichte auch an gelegentlichen Mitteilungen über die schöne Literatur des betreffenden Volkes nicht gefehlt haben wird. Ein genaueres Bekanntwerden mit der italienischen Dichtkunst ermöglichte dann Joh. Nik. Meinhard durch seine „Versuche über den Charakter und die Werke der besten Italiänischen Dichter“ (1763, 1764), die Unzer und Mauvillon fleißig gelesen haben.

Sie schätzen die Werke italienischer Dichter hauptsächlich wegen der schönen Komposition sowie der gefälligen und gefeilten Form. Unzer sagt (II. 121): „Uebereinstimmung der Theile und leichter melodischer Gang der Begriffe und Verse ist das Vorrecht der welschen Dichtkunst.“ Er wünscht, daß wir mit den Italienern genauer bekannt gemacht würden,[1]) denn nichts wäre besser imstande, „unsre Begriffe von der Dichtkunst zu veredeln und uns von der Nachahmung der Engländer . . zu entfernen.“ Im dreizehnten Briefe (I. 289 ff.) spricht Unzer den Gedanken aus, daß die englische Poesie in Deutschland überschätzt werde, und sagt: „Es sind ein paar Genies unter ihr aufgestiegen, die unnachahmlich gross sind, ich meyne Shacespeare und Milton. . . . und auch von Shacespeare selbst denke ich immer mehr und mehr, wie Sie einstmals gegen mich behaupteten, dass er nämlich sich bey weitem nicht stets gleich, und gewöhnlich nur in einzelnen Stellen vortreflich ist.“ Schließlich erklärt er: „Ich halte England gar nicht für die Schule des guten Geschmacks. Das ist mir Italien.“ An eine sklavische Nachahmung ist dabei nicht gedacht, da schon der Ausdruck dagegen spricht und die Nachahmer in den Dichterbriefen überall schlecht wegkommen. So ist z. B. I. 272 von den „Nachäffern und jämmerlichen Nachbetern“ die Rede. Man fühlt sich bei der Lektüre des dreizehnten Briefes sogar ein wenig an Herders Betrachtungsweise fremder Literaturen und seine Gedanken über deren Benützung zur eigenen Produktion erinnert.

Die Italiener sollen wir uns also zum Vorbild nehmen. Auch Unzer hat einmal, wie er bekennt, anders von Shakespeare gedacht, aber sich wieder von ihm abgewendet. Wie ganz anders die Stürmer und Dränger, die auf das Evangelium Shakespeares schwören! Er ist ihnen das Muster für ihr Schaffen, von seinen Werken abstrahiert Lenz die Regeln oder besser das Wesen des Dramas und der höchste Ehrgeiz ist es für sie, deutsche Shakespeares zu werden.

---

[1]) Dazu wollte Unzer beitragen durch seine „Nachrichten von den älteren erotischen Dichtungen der Italiener“ (1774) und ebenso Mauvillon, der sich an einer Übersetzung des „Rasenden Roland“ von Ariost versuchte, die er 1777 und 1778 herausgab.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Besprechung des Verhältnisses Mauvillons und Unzers zu den Italienern hat, wie ich glaube, ihre passendste Stelle am Schlusse dieser Untersuchung erhalten. Da wir jedoch von den Übereinstimmungen zwischen den beiden Freunden und den Genies ausgingen und sie dann gänzlich auseinandergehen sahen, könnte in ihrer Hochhaltung der italienischen Dichtkunst und ihrer Ablehnung der Engländer, Shakespeare nicht ausgenommen, der Gipfelpunkt der entgegengesetzten Anschauungen erblickt werden. Bezüglich der Italiener wäre dies irrig, denn trotz aller Verehrung für Shakespeare finden wir doch auch bei den Genies ein nahes Verhältnis zu ihnen. Namentlich Petrarca erfreute sich der schwärmerischen Liebe eines Lenz und Klinger.[1]) Heinse geht ganz in den Italienern auf. Aber mit der Ablehnung der Engländer und Shakespeares sowie der Empfindsamkeit entfernen sich Mauvillon und Unzer weit von den Stürmern und Drängern. In dem für die Dichtung wichtigsten Punkte sehen wir die beiden Freunde in vollkommener Übereinstimmung mit ihnen und — zu ihrer Ehre muß es gesagt werden — frei von allen Übertreibungen, durchaus besonnen und maßvoll. Daß sie in anderen Dingen anderer Meinung sind, hat seine Ursache in persönlichen Neigungen sowie in ihrem Charakter und ihrer Lebensanschauung. Mauvillon und Unzer hatten in den Dichterbriefen natürlich keine Gelegenheit, auf alle die mannigfaltigen Bestrebungen zu sprechen zu kommen, die wir bei den Genies, namentlich auf dem Gebiete des Dramas, finden. Wir sahen aber doch, daß sie Vorläufer der Sturm- und Drangperiode sind und mit lauter, deutlicher Stimme Grundsätze aussprachen, die bis zu ihrem Auftreten niemand ausdrücklich, am wenigsten aber öffentlich und so rücksichtslos ausgesprochen hatte. Die Rücksichtslosigkeit erbitterte alle diejenigen, die nicht auch Gläubige der unsichtbaren Kirche waren, und machte sie für das Wesentliche des Briefwechsels blind. Die Glaubensgenossen aber erkannten recht gut, daß von der bitteren Schale ein süßer Kern umschlossen werde. Diesen haben wir darin zu sehen, daß die beiden Freunde zu Gunsten einer frischeren und schöneren Entfaltung unserer Dichtkunst mit ihrer Feder eintreten und im Gegensatze zu einer abgelebten, nach überkommenen Regeln und Theorien verfertigten Literatur ursprüngliche und echte Poesie fordern. Dieses Ziel wird aber nach ihrer Meinung nur dann erreicht werden, wenn sich das Genie entwickeln kann. Mit den Dichterbriefen soll dazu der erste Schritt gemacht werden, indem sie nämlich alles Schlechte in den Winkel werfen und zeigen, was die Literatur ihrer Zeit an guten Werken aufzuweisen hat und woran die jungen Dichter ihren Geschmack bilden können. Das ist der Grundgedanke, der das ganze Werk ins Leben rief und es durchzieht.

---

[1]) Vgl. Sauer, Stürmer u. Dränger I. 35 f. (Kürschners Deutsche National-Literatur 79. Bd.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf